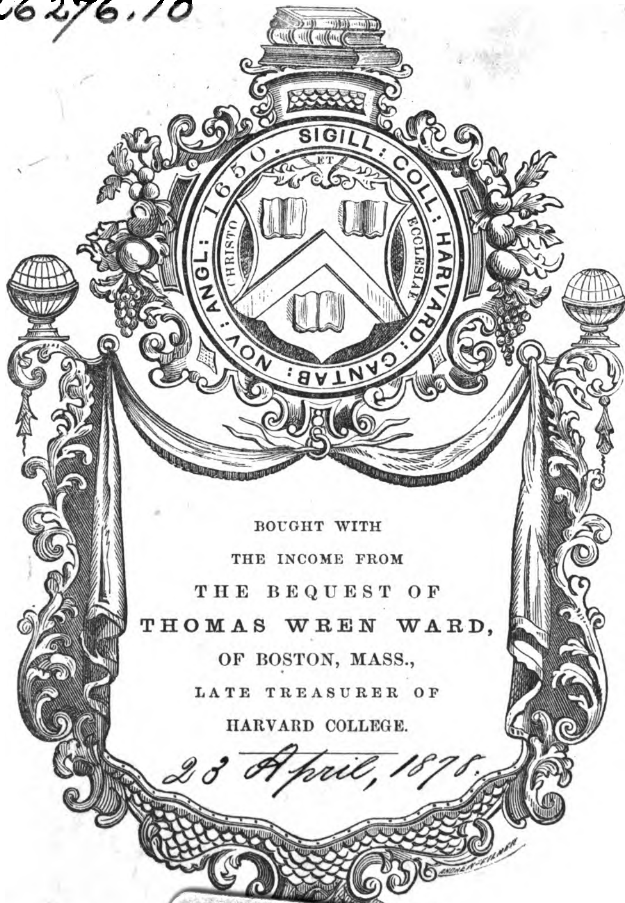
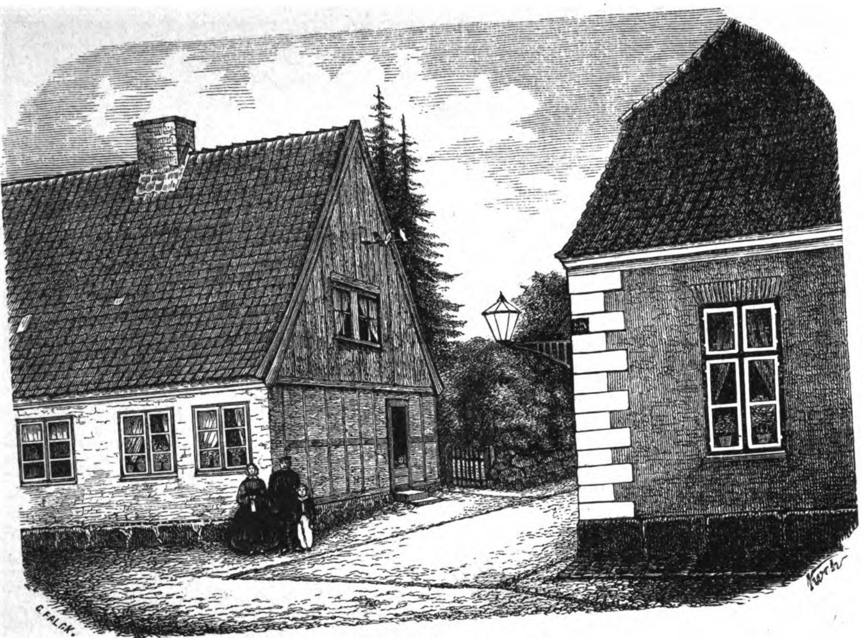



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
23 April, 1878.


C. FALCK.

Auf Kindesbeinen.

Märchen aus Schleswig

von

(Heinrich Jakob Ludwig)

Friedrich Dörr.

Mit einem Titelbilde.

Altona, 1860.

Carl Theodor Schlüter.

1878, April 23.
Ward fund.

Seinem lieben Freunde

dem

plattdeutschen Dichter

Johann Meyer.

Inhalt.

Meine Welt.

Ein Stück Jugendgeschichte als Einleitung.



Auf Kindesbeinen ist die Welt leicht zu durcheilen! Das hab auch ich erfahren, kann ich Euch versichern. Bin gelaufen und gesprungen, habe getanzt und gelacht, ach! meine Welt war ja so groß und doch so klein: meine Welt war ja meiner Eltern Häuschen und ihr stilles winziges Gärtlein hintenaus.

Daß ich weiter hinauskommen würde, ahnte ich nicht, als ich zu laufen anfing, denn meine Eltern ließen mich anderswohin nicht gehen, und wenn ich hinter dem Sperrbrette stand, das mein Vater vor die Hausthür schob, damit ich nicht entwischte, dann guckte ich altklug hinaus auf die Straße und glaubte dann in einen Guckkasten zu sehen, in welchem die Menschen sich hin und her bewegten nur um mich zu unterhalten. All die geschäftige Bewegung der Leute sah ich mit neugierigen Augen, aber besonders hat mir doch meines Vaters Nachbarin gefallen, die immer Wasser schöpfen ging aus dem Brunnen in ihrem Garten, und dann drehte sie und drehte, ich aber dachte, was kommt denn heraus, und am Ende war's ein Eimer.

Ich sehe sie noch immer vor mir in ihrer weißen Morgenhaube mit den vielen roten Schleifen, die ihr Gesicht wie mit einem Kranze umgaben. Damals war sie noch rüstig und lachte immer; unterdessen ist sie wol alt und schwach geworden und gewiß auch ernster, aber sie würde doch wieder ebenso herzlich lachen wie sonst, wenn ich ihr all die schnurrigen Geschichtchen wiedererzählte, die wir zusammen erlebt haben, und ich glaube, sie denkt noch bisweilen daran, wie ich sie einmal fragte, ob drunten im Brunnen eine von den guten Feen wohne, von denen mir meine Mutter erzählt hatte, und ob die ihr das reine klare Wasser in den Eimer gösse.

Das war also meine große kleine Welt, wie Ihr sie auf dem Titelbilde seht: von dem Sperrbrette an der Hausthür durch das enge Haus mit seinen drei Stuben und der Küche bis an den hinteren Zaun des Gartens, und noch ein kleines Bischen weiter. Das gehörte aber eigentlich nicht mehr zu meiner Welt, sondern war des Nachbars Garten, aber unter dem Zaune hindurch führte ein verbotener Weg, auf dem meine Brüder zu des Nachbars Kindern, ihren Gespielen, krochen, und ich kleines Aeffchen kroch ihnen nach.

Aber wie ich in diese Welt kam, fragt Ihr? Ja, das und wie ich die frühste Kindheit verlebte, kann ich Euch nur von Hörensagen vermelden, und das giebt nur unsichere Nachrichten; das einzige zuverlässige Zeugnis ist der Taufschein. Ueber meine Ankunft war große Freude

in unserm Hause und in der Nachbarschaft, denn weil mein Geburtstag gerade auf einen Feiertag fiel, den Buß- und Bettag des Landes, so glaubte man, das bedeute etwas besonderes und ich sei zum Prediger bestimmt. Einige überfromme Leute meinten freilich, es sei gottlos vom Storch, mich am Feiertage zu bringen, wo doch alle Geschäfte ruhten, und er hätte mich wol einen Tag später bringen können. Die Leute aber wußten noch nicht, was ich später erfuhr und wovon ich Euch nachher eine ganze Geschichte, Kleinkinderbewahranstalt überschrieben, erzählen werde, sonst hätten sie den armen Storch nicht schelten dürfen, der nur Diener und Gesandter ist.

Eine besondere Freude verursachte meine Geburt unter den Geschwistern, welche bei so besonderer Veranlassung Zuckerzwiebacke erhielten, was für sie eine gern gesehene, aber seltene Erscheinung war. Wie sie erzählen, hab ich als Kind blaue Augen gehabt, wie ich sie noch hab, und ein Stumpfnäschen, wie ich es nicht mehr hab, und ein kleines Mündchen, aber doch groß genug zum Essen, Küssen und Schreien. Meine Mutter sagt aber, ich sei ein Püppchen zum Einbeißen gewesen. Dazu bin ich jetzt aber zu groß, und ob es wirklich so gewesen, kann ich nicht sagen, aber meine Mutter muß es ja wissen.

Unter Sorge und Not haben mich meine Eltern wachsen sehen. Ich verstand sie nicht die Thräne des

Kummers in meiner Mutter Auge, wenn sie mich auf dem Arme hielt und zwischen den Händen, und mich schaukelte und dazu ein Lied sang von dem schlafenden Kinde und den Schafen. Ich verstand die Thräne nicht und lächelte darüber, denn sie war hell und glänzte, und ich zerdrückte sie mit meinen Händchen in ihren Wimpern. Dann kamen mehr Thränen, und meiner Mutter Gesang schwieg, und dann weinte ich auch und schrie, und sie preßte mich an sich und sang von neuem. Ueberall hin trug mich die Mutter, denn sie hatte keine Magd und mußte die Wirtschaft selber bestellen, und im Zeugkorbe saß ich neben ihr in der Küche, und wenn ich endlich ungeduldig wurde, nahm sie mich auf den Arm, und ich guckte ihr neugierig in die Fleischtöpfe. Ach, du lieber Himmel! Fleisch war selten drin, denn meines Vaters Amt war klein und kärglich, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mein Vater ist nämlich Schulmeister in Schleswig und muß viel arbeiten von Morgens früh bis Abends spät, und der Lohn ist doch knapp. Daher sah er mich selten, aber wenn er Abends nach Hause kam, der treue Vater, dann trug er mich umher und soll oft zu meiner Mutter gesagt haben, so erzählen mir meine Geschwister: Wenn wir unser Nestküchlein nur erst groß haben, dann wollen wir froh sein. Aber bis dahin werden wir alt. Gott gebe uns Kraft und Gesundheit dazu!

Geschwister hatte ich sechs, die alle älter waren als

ich, und die, wenn sie ihre Schulstunden überstanden und ihre Aufgaben beendet hatten, sich um meinen Besitz zankten und mit mir hätschelten und mich umhertrugen vom Haus in den Garten, und hier zeigten sie mir die schönsten Blumen, und im Frühjahr suchten sie das erste Beilchen, das bekam ich, und meine Schwester trug mich zur Mutter, daß ich's ihr brächte. Im Garten aber auf dem kleinen Rasen lagen meine Geschwister stundenlang mit mir und zeigten mir die kleinen grasgrünen Heupferdchen, die hin und her hüpften und zirpten, und dann haschte ich nach ihnen, aber weg waren sie immer. Meine Brüder aber bauten ein kleines Häuschen aus Kartenblättern und verklebten es und machten kleine Fenster hinein, und dann sperrten sie darein die kleinen Thierchen mir zur Freude, bis ich ihrer überdrüssig wurde und sie wieder davonspringen ließ.

Ueberhaupt lebte ich fortwährend unter Thieren. Auf unserem Haushunde, dem Tyras, ließ man mich reiten; hinten im Garten stand ein Hühnerstall, aus Latten erbaut, der später abgebrochen und verbrannt wurde, und oben im Giebel unseres Häuschens hatten meine Brüder ihre Tauben. Da flogen sie ein und aus, die schönen Vögel, und ich guckte oft mit gekrümmtem Nacken in die Höhe und sah ihnen nach, wenn sie davonflogen, und wünschte dann, was ich noch jetzt bisweilen ausspreche: Könnt ich doch fliegen!

Abends aber, wenn der Sandmann etwas spät bei mir einkehrte, spielten meine Geschwister Verstecken mit mir, oder meine Schwester, das geduldige sanfte Malchen, setzte sich auf einen Stuhl und saß da kerzengerade wie eine Wachspuppe, und ich holte Tücher und Hüte herbei und schlug ihr die bald so, bald so um; sie aber ließ das alles mit sich geschehen. Das weiß ich ihr noch Dank!

Meine Welt aber wurde größer, so wie ich wuchs, und als ich vier Jahr alt war, maß sie schon etliche hundert Schritt. Ich sei ein possierlicher Junge, sagten die Nachbarn, wenn ich lustig umhersprang in der blauen Jacke mit güldenen Knöpfen, den gelben Nankingshöschen und den grünen Korduanschuhen. Auf dem blonden Lockenkopfe trug ich eine rote Mütze mit großer Platte ohne Schirm, aber mit langen Troddeln darauf. Kurz, ich war bunt wie ein Pfau, aber ich sah nicht wie der auf meine Füße, sondern fiel oft der Länge nach hin, weil ich immer in die blaue Luft gaffte und den Kopf wie ein mutwilliges Füllen hin und her warf. Dabei ritt ich umher im Garten auf meinem bunten Steckenpferdchen, pflückte Blumen, meine Altersgenossen, und wenn ich einen Strauß beisammen hatte, brachte ich ihn der Mutter. Dabei sprach ich mit ihnen vernünftig, wie alte Leute thun, und sie erzählten mir Geschichten, denn ihre Sprache lernte ich von den Schmetterlingen, die ich fing und für den Unterricht wieder fliegen ließ. Und

weil ich mich mit den Blumen gut unterhielt, so waren sie mir auch alle zugethan, und die Lilie läutete schmelzend und lieblich lockend mit ihren schneeweißen Glöcklein, wenn ich an ihr vorüberging, daß ich sie nicht übersähe, und das Veilchen blickte mich schüchtern an und flüsterte: Nimm mich mit, daß Deine gute Mutter sich über mich freue! Und die Primeln gar, die verhätschelten Kinder des Frühlings, welche Vater mir zur Freude in einen schönen Kreis gepflanzt hatte, und die ich mit Immergrün umwuchern ließ, ach! meine süßen Primeln lispelten: Wir blühen nicht umsonst so üppig in allen Farben. Komm, nimm und trag uns zu Deiner Mutter, der treuen, die sich nicht einmal Zeit läßt uns zu besuchen. Da müssen wir zu ihr. Komm, o komm! Wir sehnen uns nach Schatten; der Sonnenstral quält uns zu Tode.

Und pflückte ich sie dann und brachte sie der Mutter, dann ließ ich mir von ihr zum Lohne ein hübsches Märchen erzählen von Feen und Nixen, von guten Prinzen, schönen Prinzessinnen und bösen Hexen, bis mir zuletzt zu Mute wurde, als lebte ich selber unter Märchen, und aus den Kelchen der Blumen sprangen hervor kleine Geschöpfe, aus den Veilchen sanfte wolwollende Feen, aus den Primeln kecke verwegene Prinzen und liebliche Prinzessinnen, Wichtelmännchen und Zwerge und Kobolde aus jeder Glocke der Lilie, denn das war ihre Nebelkappe, wie sie mir sagten, aber aus den Tulpen verlockende listige

Wesen, oben wie Engel und unten mit häßlichen Teufelsfüßen. Wenn mich dann die Leute sahen, nannten sie mich Fritz den Träumer. Aber so war ich ja glücklich und ich schalt nicht wenig, wenn einer dazwischen trat und meinen Besuch verjagte.

Auf diese Weise habe ich die meisten der Geschichtchen, die ich hernach erzählen will, selber erlebt, und in jene Zeit fällt die Geschichte vom kleinen Flaum. Jeder Zoll meiner Welt war ein Märchen, und ich konnte bald mehr erzählen, als meine Geschwister zusammen, die doch übrigens keinen Mangel an Geschichten hatten.

Bald darauf war es, daß Vater den Hühnerstall abbrach und zu Brennholz für die Küche zerhieb. So viel Holz hatte meine Mutter wol noch selten beisammen gesehen und sie war sehr glücklich. Ich aber war sehr unglücklich und weinte, weil sie den schönen Kikerikihahn schlachteten, obgleich ich mir die Suppe, die Mutter davon kochte, wol schmecken ließ. Und die Hühner, die treuen Weiber des Geköpften, wurden für weniges verkauft. Da war eine Freude für mich dahin und ich weinte über die Maßen, obgleich der Vater sagte, die Hühner machten sich nicht bezahlt. Aber eins hatte ich gar nicht bedacht; denn nun wurde meine Welt ja wieder um ein gutes Stück größer. Um mich zu trösten, schenkte mir der gute Vater das gewonnene Land zum eigenen Besitz, daß ich darüber schalten und walten dürfte, wie ich wollte.

Wer war wol glücklicher als ich? und die Hühner waren bald vergessen. Meine Brüder gruben mir das Land um, und ich bepflanzte es mit allerlei Blumen; obenan stand eine rotblühende Johannisbeere. Primeln und Tulpen, Veilchen und Immergrün, Lilien, Stiefmütterchen und andere Blumen, alles wuchs durcheinander dicht zusammen, denn ich ging mit meinem Vermögen haushälterisch um.

Das war nun meine Lust, und ich lebte mit den Blumen viele Stunden in der angenehmsten Unterhaltung. Mein erstes Geschäft am Morgen war, den Blumen in meiner „Bärenwildnis“ (so nannten meine Brüder neckend das Land, weil auch viele Beeren tragende Sträucher wild durcheinander darauf Platz hatten) frisches Wasser zu bringen, und wie ich selber gern aß und trank, mehr als mir dienlich war, so erhielten auch meine Blumen des Guten zuviel, daß Vater meinte, ich würde sie alle noch ersäufen. Während des Tages aber lag ich auf dem Rasen nahe bei meinem Gebiete und hörte, wie meine Blumen mit einander sprachen. Da passirten oft scherzhafte, oft ernste Geschichten, von denen ich später eine erzählen will. Seht nur nach! Sie ist überschrieben: Unter Blumen.

Aber all diese Freude währt nur etliche Monate, höchstens sechs; die übrige Zeit, nämlich im Spätherbst und Winter, blieb ich hübsch im Hause, und dort gab es

wieder Beschäftigung, die ganz zu der Stimmung paßte, in der ich mich damals befand.

Mein Vater ist nämlich der Sohn eines Schauspielers und war daher früher selber Schauspieler gewesen. Aus Liebe für diese schöne Kunst und in der Meinung, daß bei guter Auswahl der aufzuführenden Stücke ein Haustheater von wesentlichem Nutzen für unsere Erziehung sein werde, hatte er im Laufe der Zeit sich selber ein kleines, aber doch hinreichend geräumiges Theater erbaut und von uns Kindern unterstützt, es ganz so eingerichtet wie ein öffentliches. Vier Dekorationen zu Stuben, aus hübschen Tapetenresten zusammengeklebt, ein Wald, eine Straße zwei Felsen- und Wasserlandschaften, alles vom Vater selber hübsch gemalt, nebst vielen größeren und kleineren Versatzstücken bildeten das Inventar, und alles ging mit einfachen Maschinerieen so ordentlich zu, daß unsere Geschicklichkeit im Verwandeln, in dem Bewegen des Mondes und des Wassers u. s. w. oft ein O! und Ei! der Ueberraschung bei den zum Zuschauen gebetenen guten Freunden und Nachbarn hervorrief. Hier auf unserm kleinen Theater brachte ich manche Stunde zu und verklebte die Löcher in den Koulissen, ohne die es bei keiner Vorstellung abging, oder ging meinem Vater zur Hand, wenn er neue Dekorationen malte. Das hatten andere Kinder nicht, und ich bemitleidete sie, weil ihnen eine ebenso prächtige und unschuldige als lehrreiche Freude ab-

ging, war aber zugleich stolz darauf, daß ich bei vorkommenden Gelegenheiten selber Schauspieler war und unter andern zur Feier der Genesung meiner Mutter von einer schweren Krankheit, als Engel mit dem Füllhorn in der Hand auf einen Altar niederschweben und ein von meinem Vater verfaßtes Gedicht hersagen mußte. Die Zuschauer weinten, ich glaubte, weniger über die herzlichen warmen Worte meines Vaters, als weil ich meine Sachen so schlecht machte, und das störte mich. Als ich mich aber nun ganz zu der guten Mutter wendete und sah, wie auch ihr die Thränen über das Gesicht liefen, da fing ich selber an zu weinen, so daß, als ich die Worte sagte:

Erhalte, lieber Gott, die Mutter
Noch lange ihrer Kinder Schar,
Die gute Mutter, die uns immer
Die treuste beste Mutter war.
Laß meine Bitte Dir gefallen,
Erhör, erhör mein kindlich Lallen!

die Thränen meine Stimme erstickten und der Vorhang rasch fallen mußte. Ich fürchtete, man werde mir böse sein, aber die Zuschauer klatschten laut, mein Vater hob mich freundlich vom Altar herunter, drückte mich an die Brust und brachte mich vor den Vorhang zu meiner Mutter, die mich auf den Schooß nahm und herzte und küßte. — So gut ist es wol noch keinem Schauspieler,

der stecken blieb, ergangen, oder — er hatte auch eine Mutter unter den Zuschauern!

Um eben diese Zeit versuchte ich mich auch zum ersten Male im Dichten und schrieb oder diktirte vielmehr, denn selber konnte ich noch nicht schreiben, ein Schauspiel: Peter der Große, von dem mein Vater mir erzählt hatte. Das großartige Gedicht, das 8 Seiten lang war und aus fünfzehn Akten bestand und in welchem die Strelitzen, deren Verschwörung die Handlung des Stückes abgab, nach meiner ausdrücklichen Vorschrift auf der Bühne gehängt werden sollten, bleibt der Nachwelt wol verloren, da es mir selbst bald nach seinem Entstehen abhanden kam.

Unter der Beschäftigung auf dem Theater also und unter anderen Spielen gingen die kurzen Wintertage rasch hin, und kam die Dämmerung, so versammelten wir uns um den Ofen, sahen in das flackernde Feuer und erzählten uns Geschichten. So erfuhr ich von meiner Mutter die Geschichte vom Niß Puk, welche sich meinem Gedächtnisse so fest einprägte, daß ich sie hernach Euch wieder erzählen will.

Indessen wenn der Sommer zu Ende ging, die Blumen abfielen, die Vöglein des Singens müde wurden und durch die halbentlaubten Aeste der rauhe Herbstwind pfeifend dahin fegte, wenn dann die beiden alten hohen Tannen in des Nachbars Garten allein ihr düsteres ernstes Grün behielten, da dachten wir fast nur mehr an diese, besonders

wenn Abends die Sterne durch ihre Zweige flimmerten, denn die Weihnachtszeit rückte ja heran.

Auf die Sparren des Daches hatten meine Geschwister mit Kreidestrichen die Tage bis zum heiligen Christabend bezeichnet; jeden Tag wurde ein Strich gelöscht und ging's auch nur langsam, endlich mußte doch der ersehnte Tag herankommen.

Als Wohnzimmer diente uns für die Winterszeit ein kleines gemütliches Zimmer eine Treppe hoch, das zugleich meiner Eltern und mein Schlafzimmer war. Die beiden Betten waren in eine Wand hineingebaut, und das eine, in welchem ich schlief, hatte eine Thür. Um acht Uhr mußte ich schon ins Bett, denn man sagte, Kind Jesus käme und hätte mit dem Vater zu sprechen, und dabei dürfte ich nicht zugegen sein. Aber ehe ich ins Bett ging, schob ich noch einmal die Fenstervorhänge zurück und guckte nach der Straße, ob Kind Jesus schon käme, den ich für mein Leben gern einmal gesehen hätte. — Die Thür des Bettes wurde später fast ganz angelehnt und durch Mutters Lehnstuhl, der davorstand, gehalten. Oft wollt ich den Lauscher spielen und durch die Spalte gucken, aber Vater hatte ein wachsames Auge darauf und ertappte mich immer. Mußte ich dann auch still liegen, so schlief ich dennoch nicht sogleich ein, und fielen endlich die Augen zu, so gingen meine Gedanken immer in meinen Traum über, und ich beschäftigte mich zumeist mit dem süßen Kind

Jesus. Er mußte dann beim Vater im Zimmer sein, denn ich fühlte seine Nähe. Auf diese Weise erfuhr ich denn auch einmal, weshalb das Christkind eben die Tanne zu seinem Baume erwählt hat, denn es erzählte mir's selber im Traume, und da Vater, dem ich's am nächsten Tage mittheilte, es noch nicht wußte, so darf ich hoffen, daß auch Ihr meine spätere Erzählung vom Christkind und Tannenbaum freundlich aufnehmen werdet.

So hab ich Euch erzählt, wie ich zu meinen Märchen gekommen, denn auch die übrigen erfuhr ich auf ähnliche Weise. Vielleicht haben die Mittheilungen aus meiner Jugend Euch gefallen und Ihr mögtet mehr hören, was mir all schönes passirt bis auf den heutigen Tag; denn ich sei, meint Ihr, gewiß immer derselbe geblieben.

Ich mag nicht davon reden, aber soviel kann ich Euch sagen: Die schönen Zeiten sind nicht mehr! Ich kann nicht mehr so jauchzen und springen wie damals, aber ich durchlebe alles noch gern und oft wieder in der Erinnerung, denn ich habe in meiner Jugendzeit gelebt! Nie habe ich, wie es so mancher thut, über meine Zeit hinausgeblickt. Ich bin gern Kind gewesen und drum bin ich auch jetzt gern Mann.

Ein Wort noch, ehe ich schließe; laßt Euch noch ein kleines Geschichtchen erzählen, das mir dabei einfällt. Ihr habt gewiß schon vom Straßburger Münster gehört, der Kirche mit dem hohen Thurme. Eines Tags stand ein

Mann auf der Straße vor der Kirche und wunderte sich über die Höhe des Thurmes. Den mußt Du besteigen! Welch entzückende Aussicht man wol droben hat! So dacht er, und gedacht, gethan! Er geht hinein, der Thurmwächter führt ihn. Sie steigen eine Treppe empor und noch eine und gucken durchs Fenster. Ist das nicht schön? sagt der Wächter. Ja, aber laßt uns nur weiter! 's muß ja noch besser kommen. Sie gelangen auf den nächsten Boden, und abermals führt der Wächter den Fremden ans Fenster und fragt: Ist's hier nicht schön? Aber dieser hat keine Ruhe mehr, sondern drängt den Führer vorwärts; und als sie den nächsten Boden erreichen, da läßt er sich gar nicht mehr ans Fenster führen, sondern läuft die Treppen hinauf ohne sich umzusehen, bis er ganz oben ist. Und da? Da fand er es doch nicht so, wie er es erwartet. Die Aussicht war ihm zu weit, er sah zu viel und nirgend war eine bestimmte Gränze. Was er sich nah und groß gedacht, das war jetzt klein und entfernt; was ihm freundlich und vertraut geschienen, war jetzt kalt und fremd. Ja, er, der sich sonst viel großes zugetraut, kam sich selber so klein vor und schwach, daß er nicht einmal mehr den eigenen Füßen traute, sondern sich an den nächsten Balken lehnte. Einige Treppen tiefer muß es besser sein, dachte er und bat den Wächter, ihn rasch wieder hinabzubringen.

Versteht Ihr die Geschichte? Es ist die Lebensge-

schichte der meisten Menschen. Nur müßt Ihr eins bedenken, wodurch beide Geschichten himmelweit verschieden sind: Einmal die Lebenstreppe hinauf — die einmal erstiegenen Stufen könnt Ihr rückwärts nimmermehr beschreiten! Guckt daher auf dem ersten Boden und auf dem zweiten Euch erst recht satt, bevor Ihr weiter steigt, und wenn der liebe Gott und die guten Eltern, die Euch leiten, zu Euch sprechen: „Ist's hier nicht schön?" so lauft Ihnen nicht voran und rufet: „Es muß noch weit besser kommen!" Es ist so gerade immer am besten, wie's just ist. Aber einmal sagt Ihr, kommen wir doch hinauf und dann wird es wol recht traurig sein. O nein! wenn Ihr langsam fortschreitet, nicht. Dann gewöhnt Ihr Euer Auge allmählich an die Höhe und Ferne und wißt im voraus, was oben Euer wartet; auch erkennt Ihr die Dinge, die Ihr unterwegs kennen gelernt habt, wieder als gute alte Bekannte, die auch in der Ferne Eurem Herzen nah geblieben sind, so daß Ihr dann in Erinnerung dessen schwelgend, was Ihr unterwegs gesehen, oben angelangt mit mir sprechen und immer wiederholen könnt: Ich bin gern Kind gewesen und drum bin ich auch jetzt gern Mann!

Und nun hört die Geschichten, welche ich erlebt habe!



Der kleine Flaum.



Ich kleiner Knirps mußte oft, wenn die liebe Sonne, die in mein Bettchen schien, mich mit ihren Stralen wach geküßt hatte, noch lange Zeit im Bette zubringen, denn meine Mutter hatte erst besseres zu thun, als mich ankleiden; sie mußte das Frühstück besorgen und das Haus reinigen, mein Vater aber und meine Geschwister gingen schon früh fort in die Schule.

Mir selber überlassen, pflegte ich dann über das nachzudenken, was ich geträumt hatte, oder ich rief mir auch die schönen Geschichten wieder ins Gedächtnis, die mir der vielgereiste Mond am Abend vorher noch im Bette erzählt hatte.

Bisweilen wurde ich bald damit fertig und vor Ungeduld wälzte ich mich im Bette umher. Mutters bestes weichstes Dunenkissen hatte sie mir unter den Kopf gelegt. Da fühlt ich eines Tages etwas scharfes an meiner Backe. Ich fuhr in die Höhe, zu sehen, was es sei, und siehe da! ein kleiner Flaum hatte, vermutlich aus Neugier, seinen Kopf aus dem Kissen gesteckt.

Ei, willkommen hier! rief ich und zog ihn mit meinen kleinen Fingern vollends heraus und legte ihn auf die Decke.

Es war ein schöner heller Frühlingsmorgen, und meine Mutter hatte, um frische Luft in das dumpfe Schlafzimmer hineinzulassen, ein Fenster halb geöffnet. Der leichte Morgenhauch bewegte das Dunchen hin und her, und plötzlich wurde ich auf einen Einfall gebracht, der mich über die Maßen ergötzte. Ich legte mich auf den Rücken, hielt den Flaum vor den Mund und blies aus allen Kräften, so daß der Flaum wirbelnd in die Höhe flog, dann aber wieder auf die Bettdecke niedersank. Das machte ich immer wieder und lachte, daß ich kaum blasen konnte. Plötzlich trat meine Mutter in das Zimmer, und der durch das schnelle Oeffnen der Thür verstärkte Zug wehte meinen Flaum auf und davon zum Fenster hinaus, daß er lustig hinflog, und ich hatte das Nachsehen. Wenn ich doch auch fliegen könnte! dachte ich während des Ankleidens, aber ich sagte meiner Mutter nichts davon aus Furcht, sie mögte schelten, daß ich so leichtsinnig ihre kostbaren Dunen verschleuderte.

Mein erster Weg war in den Garten zu meinen Freunden, den Blumen, aber welch ein Lärmen, Geplauder und Zischeln! Fritz! riefen sie hier, Fritz! dort. Komm, unser Fritz, wir haben Dir was ganz neues zu erzählen, sagten die Primeln, und ich ganz erstaunt, kauerte

mich neben ihnen nieder in das hohe Gras. Nun, was denn? fragte ich neugierig.

O! sagten sie, hättest Du gesehen was wir, Du würdest die Augen weit aufgerissen haben. Als Du gewiß noch schliefest, kleiner Langschläfer, da öffnete Deine Mutter droben ein Fenster. Wir guckten hinauf und freuten uns, denn wir glaubten, sie würde ihren Kanarienvogel hinaushängen, der uns den ganzen Tag seine schönen Lieder vorsingt, oder auch sie werde Futter streuen für die armen Spatze unterm Dache, und das thut uns auch so wol, wenn diese im Garten umherhüpfen und picken, die hungrigen Schelme. Aber nichts von beidem geschah. Doch als wir noch so hinaufgafften, da kam ein kleiner Flaum aus dem Fenster geflogen, sah sich verwundert umher und flog dann pfeilgerade in die Höhe, wir konnten ihm kaum folgen mit unsern Augen. Da kam gerade daher Gevatter Langbein, der Storch; der flog über den Garten hin nach des Pastors Schornstein, wo er sein Nest baut, und er trug in seinem Schnabel Stroh und was er hatte finden können. Der Flaum aber flog ihm schnurstraks in den Schnabel.

Pui! sagte der Storch und spie ihn wieder aus, daß all seine Habseligkeit zu seinem großen Verdrusse zur Erde fiel. Pui! Du bist zu leicht befunden! Und damit flog er gravitätisch weiter und klapperte, als er auf seinem Schornstein stand, als hätte er etwas beson-

deres ausgerichtet. Der kleine Flaum ließ sich das nicht verdrießen, sondern flog munter nach wie vor und freute sich wie wir über den schönen Morgen und wetteiferte mit der Lerche, die sich in die Lüfte schwang, aber so hoch konnte er doch nicht kommen, und ermattet sank er allmählich nieder. Wir freuten uns schon seine Bekanntschaft machen zu können, da flog aber plötzlich die Staarmutter unter Deines Vaters Dach hervor und husch! hatte sie den armen Flaum gefangen und schleppte ihn unter das Dach. Da sitzt nun der unglückliche Wicht in dem düsteren heißen Winkel. Sag uns, wie können wir ihn befreien? Wir wissen's nicht anzufangen.

Ist das alles? sagte ich. Nun, da laß den Unvorsichtigen selber zusehen. Wir wollen ihm nicht helfen.

Das sagte ich so gleichgültig, wie es mir nur möglich war, aber heimlich dauerte mich der kleine Gefangene auch, nur wollte ich den Blumen meine Ohnmacht nicht gestehen. Aber ich guckte verstohlen in die Höhe nach dem Dache; da war nichts zu sehen, als dann und wann, wie der Staar vorsichtig und neugierig sein Köpfchen herstreckte und wenn er sich unbelauscht glaubte, hervorkam und unter einen anderen Dachziegel flog und die Spatze verjagte, die in seiner Nachbarschaft bauen wollten. Endlich wurde ich des Gaffens müde und sprang umher und vergaß bald des armen Gefangenen. Indessen kam meine Mutter mit einem großen Kübel, den setzte sie unter das

Dach, und dann trug sie Wasser hinein und spülte ihre Wäsche. Ich stand daneben und sah ihr zu, während sie mit mir scherzte und mir Wasser ins Gesicht spritzte.

Plötzlich sagte meine Mutter: Sieh da! ein Flaum ist ins Wasser gefallen. Das hat er wol auch nicht erwartet! Sollte der aus dem Fenster gefallen sein? Ich aber wußte seinen Unfall wol und freute mich, daß er sich zu befreien gewußt, weil der Staar ihn wahrscheinlich nicht fest genug angeklebt hatte. Voll Freuden zog ich ihn aus dem Wasser, trug ihn in die Küche und legte ihn auf den Herd zum Trocknen, und dann lief ich wieder in den Garten und erzählte meiner Mutter die ganze Geschichte, und die kleinen Blumen hörten zu.

Meine Mutter aber sagte: Warte, Du kleiner Schelm, Dich wollen wir wieder einsperren, wenn Du trocken bist. Du sollst das Fortfliegen schon wieder vergessen!

Und als er trocken war? Na, da mußte er wieder in sein Kissen mit mehren Kameraden, die auch die Flucht versucht hatten, aber noch zur rechten Zeit von Mutter waren aufgegriffen worden.



Prinz Silberbach.



Hinter Schleswig strömt durch grasreiche Wiesen und an blühenden Kornfeldern vorüber ein silberheller Bach, der so friedfertig ist und so gutmütig, dabei aber so neckisch, daß er oft den kleinen Blumen Wasser ins Gesicht spritzt, so daß sie nicht mehr sehen können, und dann läuft er kichernd rasch davon. Er thut gern den Menschen zur Liebe, was er nur kann, und ich hörte einmal den reichen Besitzer sprechen, dem die Wiesen und Aecker am Bache gehören, der sagte, daß er dem Bach all seinen Reichtum verdanke. Jederman mogte ihn wol vertragen, den kleinen Burschen, und weil er so schön war und silberhell, so nannten sie ihn Prinz Silberbach.

Er aber machte sich über alles lustig, und wenn er nur selbst sich und sein Talent gekannt hätte, dann wäre gewiß ein Komödiant aus ihm geworden, denn er konnte alles nachahmen. Wenn der Himmel ihn mit all seinen kleinen Sternenaugen des Abends ansah, flugs hatte der Bach ebenso viele und schöne Augen, und wenn ein hübsches junges Mädchen an ihm vorüberging und zufällig

nach ihm guckte, dann glaubte sie sich selber zu sehen, so täuschend konnte der kleine Bach sie nachahmen. Dann lachte sie und er lachte auch.

Das war nun schon ganz gut, und man kann es sich schon gefallen lassen, denn wenn man hübsch ist, dann mag man sich schon selber leiden, aber der kleine Peter Unart war sehr bös auf den Bach, und das mit Recht. Denn wenn er mit seiner Mutter auf das Feld ging, und sie Kartoffeln hackte, er aber eigensinnig war und schrie, dann nahm ihn die Mutter auf den Arm und trug ihn an den Bach und zwang ihn hineinzusehen, und dann machte der Bach ein ebenso böses häßliches Gesicht wie Peter, ja bisweilen noch weit schlimmer.

Aber eine böse Eigenschaft hatte der kleine Bach, und die darf ich nicht verschweigen. Er mogte nämlich wol, wenn man ihn ansah, aber anrühren — das konnte er auf den Tod nicht leiden, und wenn einer mit ihm spielen wollte und ihn zum Scherz etwas derb mit dem Fuße anrührte, dann wurde er bitterbös und sah so düster aus und ahmte auch gar nichts mehr nach, so viel man ihn auch ansah.

Das war freilich nicht hübsch von ihm, aber Ihr verzeiht wol die Unart, weil er sonst ein braver Bursch war, und er hatte auch wol Grund, bisweilen verdrießlich zu sein.

Es wohnte nämlich dahinten, wo der kleine Bach

geboren war, ein häßlicher Berg. Der war ein böser Zauberer. Er sah so gutmütig aus und so lammfromm, daß wer ihn nicht kannte, getrost an ihm vorüberging, aber der kleine Bach kannte ihn genau. Wenn dieser bisweilen in seinem Mutwillen des Berges Kleid oder Füße anrührte oder ihm auch nur gutmütig die Hand reichte, dann warf ihm der Berg eine Menge Sand und Lehm ins Gesicht, daß der kleine hübsche Bube ganz schmutzig wurde. Und gar im Frühjahre, wenn der Schnee zu schmelzen anfing, dann goß der böse Berg all den schmutzigen Schnee, den er im Winter sich gesammelt hatte, auf den kleinen Bach, daß er über und über begossen wurde und das Wasser weit über die Felder lief. Und der Bach weinte und klagte dann in so dumpfen Tönen, daß einem ganz weh ums Herz wurde, aber wer konnte helfen?

Da die Menschen dem Bache so gut gesinnt waren und er ihnen, so begriff er es nicht, wie sie dennoch sagen konnten, das sei gut, daß der Berg es thäte, und sie wollten, es passire im heißen Sommer auch bisweilen.

Eines Tags aber erwachte der Bach schon sehr früh, denn Leute störten ihn in seinem Schlummer. Er horchte auf und sah drei feingekleidete Männer. Der eine hielt eine lange Stange in der Hand, die war abwechselnd weiß und schwarz bemalt, und Zahlen standen darauf geschrieben. Der andere hatte ein Instrument, das glänzte

wie Gold und es stand auf einem Gestell mit vier Beinen, und der Mann guckte oft hindurch.

Was soll das werden? dachte der kleine Bach, der neugierig war wie alle Kinder. Aber wie erschrak er, denn er hatte nichts böses geahnt, als plötzlich einer der Männer seine kurze Pfeife aus dem Munde nahm und mit wichtiger Miene rief: Ja, ja! ich sage Ihnen, gucken Sie, so viel Sie wollen, es kommt doch nichts andres heraus. Wir müssen den Bach zuwerfen, sonst erhält die Bahn eine so große Krümmung, die wir nicht verantworten können.

Als der kleine Bach das hörte, zitterte er am ganzen Körper und wäre beinahe vor Schrecken stillgestanden, wenn er nur hätte können. Aber weil er sich so sehr an das Laufen gewöhnt hatte, so hatte er das Stehen ganz verlernt.

Der Angeredete schwieg, aber der dritte versetzte: Das geht nicht! und der Bach hörte hoch auf und hüpfte vor Freuden, denn er glaubte sich schon gerettet und aus Dankbarkeit umfaßte er den Fuß des Mannes, der ihm nahe stand, aber der verstand es falsch und sprang rasch zur Seite und machte ein böses Gesicht. Dann fuhr er fort:

Was Sie vorschlagen, Herr Inspektor, würde sehr schwierig auszuführen sein, denn wohin sollten wir das Bett des Baches leiten? Mein Vorschlag geht dahin:

Wir bauen eine Brücke hinüber, die nicht kostspielig sein würde.

Nun sank unser Bach wieder aus all seinen Hoffnungen herab. Er war klug genug einzusehen, daß es sich hier um das Anlegen einer Eisenbahn handle, aber eine Brücke — prr! Das war ja ein schrecklicher Gedanke für den kleinen Bach. Da konnte man ihn ja gar nicht mehr sehen, und er auch niemanden, da war es ja so dunkel drunten und unheimlich, und er mogte doch die Sonne so gern sehen, ach! und das schlimmste war — das hatte ihm ein Vogel, der weit gereist war, erzählt, dann würde Tag und Nacht ein Lärmen und Donnern sein, wenn der Zug über die Brücke hinführe, daß das Bächlein gar keine Ruhe mehr haben würde und in steter Angst schweben müsse um sein Leben.

Aber nicht minder groß war seine Angst schon jetzt, er sah ganz düster aus, zumal da der Himmel mit Wolken überdeckt war. Plötzlich aber rief der Mann, der immer durch das Instrument gesehen hatte: Ich hab's!

Nun, was wird der haben? gewiß noch weit schlimmeres, dachte der kleine Bach und er machte sich auf das ärgste gefaßt.

Aber der Mann fuhr fort, nachdem er die anderen hatte hindurchgucken lassen: Der Bach geht uns nichts an! Der Berg da muß abgetragen werden.

Noch weiteres sagte er, und nach langem Hinund-

herreden stimmten ihm die anderen bei, aber der Bach hörte nichts mehr, er wußte sich vor Freuden nicht zu fassen. Im ersten Augenblick wollte er den Mann umarmen, denn er glaubte, der hätte es aus Mitleid für ihn gesagt, aber da fielen ihm die Worte ein: Der Bach geht uns gar nichts an, und das nahm er ihm doch übel. Darum verhielt er sich still und sagte nichts, und als vollends die Sonne durchbrach, da lachte der kleine Mutwillige, wie er es nie gethan.

An einem der folgenden Tage schon ging die Arbeit an. Der böse Berg wurde abgestochen und weggetragen, so schwer er den Leuten die Arbeit auch machte.

Der Bach aber blieb unversehrt und hat mir selber die Geschichte seines Lebens erzählt. Er erzählt sie Euch auch gern, geht nur hin!



Blumen-Liebe und Leid.



Ihr wollt mehr von dem Bache hören? Aber das geht nicht, denn seit der böse Berg fort ist, geht ein Tag wie der andere für den Bach vergnügt und ruhig hin, und neues passirt nicht. Aber ich weiß doch noch eine Geschichte aus der Zeit, wo der alte böse Berg noch lebte, und der Bach spielt auch eine Rolle darin. Wenn's Euch recht ist, will ich sie Euch erzählen.

Die Geschichte jedoch ist sehr traurig, aber ich versichere Euch, ich kann nicht dafür, wahrhaftig nicht, und der kleine Bach ist auch durchaus unschuldig. Aber auf den bösen Berg müßtet Ihr zürnen, wenn's nur etwas nützte, denn er lebt ja nicht mehr.

1. Die kleine Waise.

Es wuchs nämlich auf der einen Seite des Baches ein kleiner Busch, der grünte und blühte so üppig, es war eine Lust ihn anzusehen, daß einem das Herz im Leibe lachte.

Er fühlte sich sehr glücklich in seiner Jugend und hatte alles, was er nur wünschte. Seine Mutter und

Geschwister standen bei ihm und thaten ihm alles zu Liebe und spielten mit ihm, und wenn ihn dürstete, kam der Bach und gab ihm reines helles Wasser zu trinken, und das schmeckt den Pflanzen ebenso schön, wie uns der beste Wein.

Da aber kamen einmal Holzhacker mit scharfen Beilen — Holzhacker bedeutet aber in der Pflanzensprache, was wir Mörder nennen — und die schlugen seine Mutter und Geschwister tot, nur ihn ließen sie leben, weil er noch so jung war.

Der kleine Busch stand nun ganz allein in der Welt, nur der Bach war ihm geblieben, der sich ihm auf alle Weise gefällig erzeigte. Wenn der Busch ihn ansah, dann ahmte er ihn nach um ihn aufzuheitern. Aber da half nichts; der Busch weinte ohne Aufhören und jammerte so laut, daß einem selber das Weinen nahe genug kam.

Der Busch war nun noch sehr jung, obgleich er schon ganz klug war. Aber was nützte ihm alle Klugheit? Seine Mutter war tot und seine Geschwister auch, und niemand kümmerte sich um ihn als der Bach. Er wünschte oft selber tot zu sein.

Nicht nur der Mensch, auch das Pflanzenherz will Liebe!

2. Neues Leben.

So erwachte er eines Morgens schon sehr früh, denn

der Gedanke an sein Unglück ließ ihn nicht schlafen, und er sah nach dem andern Uferrand hinüber. Da aber war eine Bewegung unter den kleinen Blumen, wie er nie gesehen hatte. Die Lilien bewegten das Haupt, das klingelte immer bim bum bam, als wenn die Glocken in Schleswig geläutet werden, nur nicht völlig so laut. Neugierig fragte der Busch den Bach: Du, sag mir, was ist da denn geschehen?

Ja, sagte der Bach, ein wichtiges Ereignis. Diese Nacht ist eine kleine Blume geboren, ein niedliches Kind, zwei und ein Viertel Lot schwer. Das wird noch ein schönes Mädchen werden, wenn es erst groß ist.

Ah so! sagte der Busch, da gratulir ich. Sag den Blumen das.

Uud der Bach sagte es den Blumen: Der Busch drüben gratulirt. Die Blumen aber dankten und grüßten freundlich hinüber.

Da war mit einem Mal ein anderes Leben für den Busch aufgegangen. Freilich ging ihn das eigentlich gar nichts an, aber er hatte nun doch Unterhaltung und fand sein Vergnügen darin, täglich wol zehn Mal den Bach abzuschicken, nach dem Befinden der kleinen Blume zu fragen und immer kam die Antwort: Danke recht gut!

Ein Mal hieß es aber: Nicht so recht! Schlecht geschlafen! Ach, wie war da der Busch traurig und er

weinte helle Thränen, bis der Bach die Nachricht brachte: Jetzt ist's wieder besser.

Gesehen hatte er aber die Blume noch immer nicht, so groß sein Verlangen auch war, denn die Mutter war bang, daß ihr Kind sich erkälte, und hatte es deshalb in wärmendes Moos gewickelt. So ging ein Tag nach dem andern hin, und der Busch war so besorgt um die Blume, als wenn er ihr Bruder wäre. Das kam aber daher, weil er soviel an sie dachte. Und woran man viel und gern denkt, das kann man zuletzt gar nicht mehr entbehren und liebt es.

Eines Morgens aber blickte der Busch, als er sich noch kaum die Augen gewaschen hatte, hinüber, und sieh! da stand die kleine Blume, denn nun war sie schon so groß, daß sie an die frische Luft durfte.

Guten Morgen! rief der Busch, und guten Morgen! antwortete die Blume.

O, das war eine Stimme, wie er sie nie gehört hatte, so glockenhell, so rein war sie. Der Busch war ganz selig und er plauderte den ganzen Tag mit ihr. Und dazu war sie so schön. Sie hatte rote blühende Wangen und zwei kleine blaue Augen, so blau wie der Himmel und dann trug sie ein schönes grünes Kleid, das war viel wertvoller als sein Rock, der auch grün war. Ob sie kleine zierliche Füße hatte, das wußte der Busch nicht, er konnte sie nicht sehen.

Von dem Tage an sprachen sie täglich mit einander. Wenn sie des Abends zur Ruhe gingen und die Blume gute Nacht! sagte, dann wurde der Busch immer traurig und schlief sehr schlecht und konnte den Morgen nicht erwarten. Dazu war es ihm immer so heiß, daß er sich gar nicht recht zudeckte und sich so erkältete.

So erwachte er denn auch einmal mit starkem Husten. Er war so heiser, daß ihm das Sprechen sehr schwer wurde, aber er ließ es doch nicht sein. Die kleine Blume bedauerte ihn von Herzen und fragte die Mutter, was dafür zu gebrauchen sei. Die sagte: Kamillenthee, aber der Busch meinte, es sei so arg nicht, es würde schon wieder besser werden, und die Blume solle sich nur nicht um ihn grämen.

Ja, sagte die Blume, Du thust mir so leid. Das könnte mir nie zustoßen, denn meine Mutter sorgt Tag und Nacht für mich und deckt mich immer mit Moos zu, damit ich nicht krank werde. Sag mal, hast Du keine Eltern mehr?

Nein, antwortete der Busch und seufzte. Ich hatte eine so gute brave Mutter, die Deinige kann nicht besser für Dich sorgen, als sie that. Aber da kamen böse Menschen und die haben sie tot gemacht, als ich noch ein kleines Kind war.

Weiter konnte er nicht sprechen, so heftig brachen die Thränen aus seinen Augen hervor.

Ach das ist traurig, versetzte die Blume, wenn mir das passirte, dann weinte ich mir die Augen aus und legte mich hin und stürbe.

Ja, sagte der Busch, das hab ich auch geglaubt, aber mit der Zeit geht es schon wieder.

Den Tag sprachen beide wenig oder gar nicht mehr. Der Busch war so traurig und dachte immer an seine tote Mutter, und die Blume wollte ihn nicht verletzen.

3. Aus der Schule.

Den andern Tag aber hatte der Busch viel zu erzählen, denn ein Vogel, der aus fernem Süden kam, hatte bei ihm übernachtet und ihm erzählt von all den Herrlichkeiten, die er gesehen, und dasselbe erzählte der Busch nun wieder der Blume. Sie hörte aufmerksam zu, und als der Busch ihr von den prangenden Blumen sagte, die im Süden wild wachsen, während die Leute im kalten Norden sie in Zimmern und Treibhäusern ziehen müssen, wie besonders die stolze Kaktus, da seufzte das Blümchen und meinte, es sei doch viel besser, wenn sie auch dort wäre. Sie mögte gar nicht mehr im häßlichen Norden sein und sie wolle im Herbst einen Vogel bitten sie mitzunehmen.

Aber der Busch sagte sehr ernst: Nein, Du schöne Blume, das thu nicht. Du würdest es schwer bereuen,

denn die Blumen sprechen eine fremde Sprache, die schwer zu erlernen ist, und sie sind so stolz auf ihre Schönheit, daß sie Dich gar nicht ansehen, sondern verachten, und nimm mir das nicht übel, sie sind auch wol in Wahrheit viel schöner als Du. Denn hier wird Deine Schönheit anerkannt, weil man nichts besseres kennt, aber dort hat man so viel herrliches. Bleib Du im Vaterlande, da ist es doch immer besser.

Und das Blümchen nickte und versprach es fest, denn sie folgte dem Busch in allem. Ihre Mutter sorgte für sie, wie es ihre Pflicht war, aber um die Ausbildung ihrer Tochter bekümmerte sie sich nicht, weil sie selber nichts gelernt hatte. In die Schule schickte sie sie gar nicht, und es ist bei den Blumen noch nicht das weise Gesetz, daß die Eltern ihre Kinder in die Schule schicken müssen.

Aber der Busch that sein mögliches und lehrte die Blume alles, was er selbst wußte. Auch unterrichtete er sie in der Vogelsprache, die er eifrig studirt hatte, aber das wollte doch mit der Blume nicht gehen, denn die Vogelsprache ist sehr schwer. Mit dem Religionsunterricht ging es schon besser. Den kleinen Katechismus konnte die Blume hersagen, wie keines von allen Kindern in Schleswig, ich weiß es von meinem Vater, der ja dort Schulmeister ist. Wenn die Blume aber ihre Aufgabe gut gelernt hatte und recht aufmerksam war, dann erzählte der Busch ihr schöne Geschichten, so viel er wußte.

Und wenn er nichts mehr wußte, dann ließ er sich von einer Schwalbe neues erzählen; die wohnte in der Nähe bei einem Bauern zur Miete auf der Hausdiele. Diese Schwalbe war lange auf Seeland gewesen und hatte bei dem Manne gewohnt, der die schönen Märchen zu erzählen weiß, und der hatte sich viel mit ihr unterhalten und ihr Geschichten mitgetheilt, die sie schön wieder zu erzählen wußte.

4. Liebe und Leid.

Viele Tage waren so hingegangen und die Blume wurde immer größer. Sie galt bald für eins der schönsten Blumenmädchen in der Gegend und war ganze zehn Zoll groß. Eines Morgens aber war sie sehr still und niedergeschlagen uud wollte dem Busch nicht sagen, was ihr fehle. Ihre Mutter hatte ihr nämlich alles Ernstes verboten, in Zukunft so freundlich und vertraulich mit dem Busche zn sprechen. Sie sei jetzt so groß geworden, hatte sie gesagt, und es passe sich für ein erwachsenes Blumenmädchen nicht, so freundlich gegen Buschmänner zu sein.

Die unschuldige kleine Blume konnte es zwar nicht begreifen, aber sie glaubte doch, daß die Mutter Recht habe. Nur wußte sie nicht es anzufangen kälter zu sein, und der Busch merkte bald, was vorgefallen sei. Er war

sehr klug und sah ein, daß die Blumenmutter vollkommen im Rechte sei. Er wurde daher von Tage zu Tage stiller, aber er konnte es doch nicht unterlassen, die Blume immer anzusehen. Zuletzt sprachen sie fast gar nicht mehr mit einander, nur daß der höfliche Busch des Morgens fragte: Haben Sie gut geschlafen, mein Fräulein? und Abends: Schlafen Sie recht wol, mein Fräulein! Gern hätte er hinzugefügt: und träumen Sie von mir! aber das durfte er ja nicht; weshalb? wußte er selber nicht. Die Worte: mein Fräulein! vergaß er jedoch nie hinzuzusetzen, und so kalt es auch klang, so merkte man doch an dem Tone der Stimme, daß er die Blume sehr gern leiden mogte. Und er liebte sie sehr und sie ihn auch, aber beide wußten nicht, was es bedeute, denn von Liebe hatten sie nie gehört. —

Das waren recht traurige Zeiten für beide und sie konnten sich gar nicht denken, wann es anders würde. Und wenn sie nur gewußt hätten, daß sie sich liebten, dann hätten sie heimlich mit einander sprechen können, aber keiner wußte es, und den Bach fragen, der ihnen gewiß hätte sagen können, was es mit ihnen sei, — das mogten sie nicht.

Der Busch zerbrach sich fast den Kopf und wurde krank vor Sehnsucht und Nachdenken und fragte sich beständig: warum sehe ich die anderen Blumen nicht an und nur die eine? Aber alles war vergeblich. Endlich fragte

ihn einst der Bach, was ihm fehle? Er sehe so gelbgrün aus, und lasse den Kopf hangen, aber er mogte es nicht sagen. Am andern Tage entschloß er sich zwar dennoch dazu, aber als er ihn schon anreden wollte, da kam des Weges ein Handwerksbursch, der lahmte gewaltig, denn er hatte einen großen Tagemarsch gemacht und sich die Füße wund gelaufen. Dennoch aber war er lustig und guter Dinge und sang laut und mit schöner Stimme, daß die Vögel verstummten und ihm zuhörten, folgendes Liedchen:

Meine Nachbarin drüben
Ist die mir gefällt,
Und es giebt auch kein Mädchen
So schön auf der Welt.

Sie hat schwarze Augen
Und kohlschwarzes Haar,
Doch weiß sind die Hände
Und ihr Herz immerdar.

Und rot sind die Wangen,
Und rot ist ihr Mund,
Und feuerrot die Liebe,
Die brennt mich jetzund.

Der Busch hatte genau zugehört, und jetzt ging ihm ein

Licht auf. Ja, sagte er zu sich, nun kann ich mir auf einmal alles erklären. Ich liebe die Blume, und ich glaube, sie mich auch.

Er wußte aber gar nicht, wie er sich ihr entdecken sollte, da aber fügte der liebe Gott es doch bald. Denn eines Morgens, als er der Blume wie gewöhnlich einen guten Tag bot, brach diese in heftiges Weinen aus und schluchzte: Diese Nacht ist meine Mutter gestorben.

Der Busch tröstete sie, so gut er konnte, als aber das Blümchen sagte: ich habe nun nichts mehr auf der Welt, da konnte er nicht länger schweigen und sagte: Haben Sie denn nicht mich?

Die Blume schlug verlegen die Augen nieder, aber der Busch merkte, daß ihr seine Worte gefallen, und so fragte er sie jetzt geradezu, ob sie seine Braut sein wolle. Nach einigem Zögern und nachdem er ihr erklärt hatte, was das sagen wolle, sagte sie ja, und der Bach, der zugehört hatte, faßte ihre Hände, um sie zusammenzufügen, aber — ja! denkt Euch das Unglück, der Bach war so breit, daß sie sich nicht einmal die Hand und viel weniger einen Kuß geben konnten. Beide weinten und waren unsäglich elend.

Vergebens versuchte der Busch hinüber zu springen, seine Füße waren ja in der Erde fest gewachsen, denn obgleich die beiden sonst ganz waren wie wir Menschen, von der Stelle bewegen konnten sie sich nicht.

Der gute Bach bedauerte von Herzen, daß er so breit sei, aber er konnte ja nicht dafür. Nun denkt Euch das traurige Schicksal der beiden Verlobten. Der Busch fand zuerst seine Sprache wieder und rief aus: O Du meine süße Braut! (denn nun nannten sie sich wieder Du,) was nützt uns alle Liebe und daß wir uns sehen dürfen und sprechen, wenn wir uns nicht einmal küssen können? Ach, ich wollte, sie hätten auch mich getötet wie meine Mutter.

Und die kleine Blume seufzte: Ich wollt es auch!

Nach einigen Tagen des Schmerzes ergaben sie sich in ihr Schicksal; es ließ sich ja nicht ändern. Aber sie versprachen sich ewig treu zu sein. Der Busch sang noch immer das alte Lied, aber weil er selber Dichter war, so hatte er noch einen Vers hinzugesetzt:

Doch ich kann nicht zu ihr,
Und sie kann nicht zu mir,
Und wir kommen nicht zusammen,
Und das Herz bricht mir schier.

Aber ein Unglück kommt selten allein, so auch hier. Lange schon hatte der Sonnenstral sein Auge auf das schöne Blumenmädchen geworfen und weil er immer an sie dachte, sich in sie verliebt.

Er liebt nicht große Umwege, sondern geht immer

schnurstracks auf alles zu, und so kam er eines Morgens und umarmte ohne weiteres die kleine Blume. Bis dahin hatte die Mutter ihr Töchterlein geschützt und sich lieber selber von dem ungestümen Liebhaber umarmen lassen. Die Blume aber senkte verschämt das Haupt, und eine Thräne trat in ihr schönes Auge, so hell und klar wie ein Thautropfen. Schmerzlich blickte sie hinüber zum Busch, der im ersten Augenblicke vor Zorn außer sich war, dann aber seine Ohnmacht einsehend gleichfalls das Haupt senkte. Die Blume wußte sich nicht zu helfen, sagte aber fest und entschieden: Nein!

Eine gefällige Wolke aber, die zugesehen hatte, kam ihr zu Hilfe und legte sich ins Mittel, so daß der Sonnenstral hätte auf krummem Wege seine Bewerbung machen müssen, und das thut er ja nie! Den ganzen Tag halfen die Wolken, aber am andern Morgen geschah wieder dasselbe, obgleich die Blume immer fest nein! sagte und sich die Besuche verbat. Nun waren beide erst recht unglücklich, sie hatten das Leben satt und baten den lieben Gott um ihren Tod. Nur wünschten sie Arm in Arm zu sterben und im gemeinsamen Grabe zu ruhen.

Und ihr Wunsch fand Erhörung.

5. Tod und Grab.

Der Sonnenstral zürnte nämlich auf die Blume, weil sie ihm ihre Liebe versagte, und kam bald hinter

das Verhältnis zum Busch, denn er hat sehr scharfe Augen, und wie er zuvor die Blume geliebt hatte, so haßte er sie jetzt und ebenso den Busch und er schwur ihnen den Tod.

Beide Verlobte, Busch und Blume, waren indessen vor aller Angst und Sorge krank geworden und verloren die schöne frische Farbe ihrer Wangen. Dazu wurde es Winter und sie konnten die Kälte nicht vertragen. Sie legten sich deshalb ins Bett, und die freundlichen Wolken deckten sie mit einer schneeweißen Decke zu, und darin lagen sie fünf Monate lang krank, dann aber kehrte ihre Gesundheit wieder, und sie blühten wieder wie zuvor, und ihre Liebe war noch ganz dieselbe, aber ihr Unglück auch.

Im Frühling aber gleich nach ihrem Genesen machte der Sonnenstral sofort bei der Blume seinen Besuch und erneuerte seinen Antrag. Als er aber sah, daß alle seine Bewerbungen nutzlos waren, da ging er zu dem bösen Zauberer, dem Berge, denn der lebte damals ja noch, und befahl ihm, all den Schnee, den er im Winter gesammelt hatte, auf den kleinen Bach zu werfen. So wollte er den Busch und die Blume töten.

Der Sonnenstral hatte nämlich große Macht über ihn, und der Berg runzelte sein häßliches Gesicht vor Schadenfreude und goß gleich all den Schnee, der bei der Wärme des Frühjahrs zu Wasser wurde, über den Bach.

Der aber wußte nicht, wie ihm geschah, denn so arg

hatte der Berg ihn noch nie begossen, und das Wasser lief über ihn hin und weit über das Feld und riß große Stücke Erde und Bäume fort und auch den kleinen Busch. Dieser fiel auf die Nase und hatte im ersten Augenblick die Besinnung verloren, dann aber erholte er sich wieder, und der Bach nahm ihn auf seinen Rücken und trug ihn hinüber zu seiner Braut. Der Busch aber umfaßte sie und zog sie mit aller Kraft zu sich, und als er sie in seinem Arme hielt und sie sich liebkosten, da trug der Bach sie fort, immer weiter, aber er sang dazu ein wildes trauriges Klagelied, der gute Bube, denn er wußte, daß seine Freunde sterben würden, aber er sagte ihnen nichts davon.

Sie aber wußten nicht, wie ihnen geschah, aber sie waren selig in dem Gedanken, sich endlich herzen und küssen zu dürfen, und sie hatten sich fest umschlungen, aber der Busch hielt sein Liebchen mit seinen kräftigen Armen hoch empor, daß es nicht naß würde. So schwammen die beiden Verliebten die ganze Nacht, aber endlich, als sie nahe der Schlei waren und ihnen unter Liebkosungen beiden das Leben entschwand, trug sie der Bach mit äußerster Anstrengung an das trockene Land und legte die Leichen sanft nieder. Dabei trauerte der Bach und schrie, als ob es seine Geschwister wären. Ein Stein hätte sich erbarmen mögen, aber der hartherzige Sonnenstral, der eben aus dem Bette aufstand, lachte schadenfroh und dankte dem bösen Berge warm, daß er seinen Willen ausgeführt.

Die beiden Toten aber lagen Arm in Arm, doch ihre Farben waren verwelkt und ihr Auge gebrochen.

Mitleidige Büsche und Blumen, die dort standen, sorgten freundlich für ein Grab. Ihr gefühlvolles Pflanzenherz blutete bei dem Anblick, ihre Thränen hatten keine Zahl. Vier Lilienjungfrauen hoben die kleine Blumenleiche auf, vier kräftige Eichenjünglinge den Busch. Da, wo sie lagen, in einem Garten zu Schleswig, wurden sie begraben. Neben dem Grabe standen Hollunderblüte Levkoje Veilchen und Rosen und andere Blumen mit Räuchergefäßen. Aus der Ferne läutete Blauglöcklein traurig bimbumbam. Männertreu und Vergißmeinnicht und die Blume, die man brennende Liebe nennt, so wie viele andere waren zugegen mit herzlicher Theilnahme. Pfaffenkäppchen aber sprach schöne und ergreifende Worte über der Gruft. Ein junges mitleidiges Reh, das aus dem Thiergarten neugierig herbeigekommen, war so gefällig das Totengräberamt zu übernehmen. Alle weinten, nur der Sonnenstral lachte, und um die beiden Verliebten vor seinem Hohne im Grabe Ruhe finden zu lassen, schlug eine Thränenweide ihre Wohnung am Grabe auf und überschattete die Gruft.

Das ist die traurige Geschichte. Die Pflanze darf es wol nicht besser haben als wir. Gelegentlich wurde mir einmal das kleine Grab gezeigt, und der Bach, der gern erzählt, theilte mir die Geschichte mit.

Christkind und Tannenbaum.



Die Wege, das wißt Ihr ja, sind um Weihnachten gewöhnlich tief und beschwerlich. Der Schnee liegt oft so hoch, daß an ein Fortkommen fast nicht zu denken ist. Kind Jesus hat dann seine viele Mühe hindurchzukommen, besonders da er den schweren Sack mit den vielen Geschenken zu tragen hat.

So ging's ihm denn eines Christabends recht schlimm und er wäre bald hingesunken; daher mußte er sich einen Gehilfen suchen, sonst hätte er den Sack wol liegen lassen müssen. — Das geschah aber weit weit von hier ab, sonst hätte er uns ja nur rufen dürfen, wir hätten schon helfen wollen. So mußte er sich nun nach einem näheren umsehen. Der Weg, auf dem er ging, war mit vielen Bäumen bepflanzt, und bald kam er gar in einen großen Wald: da standen Eichen und Buchen und Birken, alle durch einander. Voran aber stand eine besonders dicke Eiche.

Ei, dachte Christkindlein, das ist ja ein stämmiger Bursche, der kann den Sack besser tragen als Du. Hör, lieber Eichbaum, willst Du mir tragen helfen?

Die Eiche aber hatte sich tief in die weiße Decke verkrochen und schlief, wurde aber durch die hellklingende Stimme des Heilands geweckt. Ach was! sagte sie gähnend und schüttete sich gewaltig. Laß mich schlafen, Du Störenfried!

Gute Nacht! sagte das Christkind. Geh Du, schlaf nur! Dich kann ich gar nicht gebrauchen, Du hast Dir ja die weiße Nachtmütze übergezogen. — Aber Du, liebe Buche, Du hilfst mir, nicht wahr?

Und mit diesen Worten wendete es sich an die daneben stehende Buche. Aber die schlief ebenso warm und erwiderte mürrisch: Jeder sorge für sich! Ich habe Schlaf nötig. Frag bei Frau Birke, meiner Nachbarin, an!

Das war doch wenigstens ein Rat! Aber bei der Birke erging's dem Christkinde nicht besser, und totmüde wollte es schon den Sack von sich werfen, da rief eine Stimme: Komm zu mir. Ich helfe Dir gern! Erfreut sah das Kind Jesus sich nach dem Rufenden um, und siehe da! ein Tannenbaum, den er vorhin gar nicht gesehen hatte, kam auf ihn zu und streckte seine Arme aus nach den Geschenken. Dein Goldschein, sagte er, liebliches Kindlein, den Du auf dem Haupte trägst, als wär es eine demantene Krone, hat mich geweckt. Du brauchst einen Gehilfen? Nimm mich!

Top! sagte Kind Jesus. Dank Dir! Du bist ein prächtiger Baum und hast auch Dein Kleid anbehalten

und nicht wie die anderen Schlafmützen ausgezogen. Dein Rock, der dunkelgrüne, kleidet Dich vortrefflich, aber Du mußt nicht so ernst aussehen, denn Du sollst ja zu Kindern, und die mögen nur ein heiteres Gesicht leiden.

Ernst bin ich von Natur, erwiderte der Baum. Bin noch nie heiter gewesen.

Sollst es schon werden! rief das Kind lächelnd. Aber nun nimm mir die Last ab, für Dich ist sie ein leichtes!

Und damit kehrte Kind Jesus den Sack um und schüttelte alles aus. Ei Wunder! was alles darin war! Noahskasten und Bauhölzer, Bilder und nützliche Bücher, Puppen und Küchen, Kuchen und Früchte und anderes, was ich nicht aufzählen kann.

Und dann hängte er jedes Stück einzeln an die Arme und den Hals und die Haare des Baumes und ein Stück, einen großen Hanswurst, gerade an die Nase.

Wird Dir das aber auch zu lästig? fragte Christkind mitleidsvoll.

Ach was! rief der Baum, hast Du nicht noch mehr? Und leicht trug er die Last. Voran ging immer Christkind und leuchtete mit dem Haupte, daß der Baum nicht stolperte, sich die Nase zerfiele und die Geschenke zerbräche; denn er ging etwas schwerfällig, wir Ihr denken könnt, und er wackelte stark, so daß das Spielzeug immer hin und her schaukelte. Das Gerät in der Küche rasselte, und Noah hatte seine volle Arbeit, Ordnung in seiner

Arche zu halten. Der Hanswurst sprang auf und nieder und schlug mit den Armen um sich, als wollte er eine Rede halten.

Endlich gelangten sie zur nächsten Stadt, wo Kind Jesus schon von tausend Kindern mit Sehnsucht erwartet wurde, denn es war spät. Vor dem ersten Hause blieben sie stehen, denn da wohnten zwei arme, aber artige Kinder.

Warte, sagte das Kindlein, nun dank ich Dir. Und dann nahm er dem Baum eine große Menge der Sachen ab und steckte sie wieder in seinen Sack für die anderen Kinder der Stadt, aber der Gaben waren so viele, daß noch immer viele hangen blieben.

Und dann nahm er Wachskerzen in allen Farben und befestigte sie an dem Baum und zündete sie an, daß sie lustig flackerten, und eine setzte er gerade über dem Hanswurst dem Baum auf die Nase. Der Hanswurst aber sprang gar nicht mehr umher, sondern guckte unaufhörlich und höchst ernsthaft über sich nach dem Lichte, das auf seinem Kopfe zu stehen schien, und dann sagte er zum Tannenbaum: Du, siehst Du wol, ich leuchte! Und der Baum lachte.

Das wollte ich eben, sagte Kind Jesus. Und nun lache so lange, als diese Kerzen leuchten! — Und dann hängte er noch lange rote blaue und weiße Bänder an den Baum.

Wißt Ihr, was die bedeuten sollten? Ja, es stand darauf mit güldenen Buchstaben geschrieben; sonst wüßt ich es auch nicht. Da stand aber:

So rot wie dieses Bandes Schein
Soll dieser Kindlein Wange sein,
Und blau und immer heitren Blicks
Bleib stets der Himmel ihres Glücks,
Doch weiß und rein sei stets ihr Sinn
Sich selbst und andern zum Gewinn.

Und nun klopfte das Christkind an die Thür und rief: Macht auf! macht auf! Kind Jesus ist Euch erschienen! Da wurde die Thür rasch geöffnet, und die Kinder jubelten ihm entgegen. Der gute Christ aber schob den Tannenbaum rasch mitten in die Stube und schenkte ihn den artigen Kindern, nachdem sie gebetet hatten. Er selber aber schritt wieder zur Thür hinaus, lud seinen Sack auf und ging weiter, auch die übrigen Kinder der Stadt zu beschenken.

Indessen aber hatte der Wind sich gedreht, und es wurde plötzlich Thauwetter und es regnete unaufhörlich, so daß der Schnee schmolz und von den Bäumen tropfte. Da wurden die Bäume, die im Walde geblieben, unsanft geweckt und sie schüttelten sich vor Frost und weinten helle Thränen und meinten, es sei doch wol geratener, wenn

sie dem Christkind in das warme und trockene Zimmer folgten.

Aber nun war's zu spät. Keiner wußte, wohin das Kindlein gegangen war. Und so erlitten sie gerechte Strafe für ihre Ungefälligkeit.

Kleinkinderbewahranstalt.



Nicht weit von dem Hause meiner Eltern, höchstens einige hundert Schritt davon entfernt, und hart am Süderthore der Stadt Schleswig, liegt der bustorfer Teich, von schönen Hügeln, auf welchen ein Theil der Stadt liegt, dem hohen berühmten Margarethenwall oder Dannewerk und dem Dorfe, welches dem Teiche den Namen gegeben hat, eingeschlossen. Der Teich ist so groß wie ein kleiner Landsee, und dabei so tief, daß die größesten Schiffe würden Wassers genug haben, und man hat daher schon öfter daran gedacht, den Teich in einen Hafen umzuwandeln. Da er aber bisher unbenutzt gelegen hat, so sind seine Ufer weit hinein mit Schilf bewachsen und bedeckt. Dort in dem Schilf stehen die Buben mit der Angelrute stundenlang, bis ein armseliges Fischchen, vielleicht ein winziger „Bleier" anbeißt, und dorthin ging auch ich oft in Begleitung meiner Brüder, obgleich ich die armen betrogenen Fischchen immer herzlich bedauerte und nie mich selber dazu habe verstehen wollen, die trügerische Lockspeise nach den armen Thierchen auszuwerfen.

Das Fischefangen, Vögelstellen
Verdirbt die meisten Junggesellen!

Diesen alten Spruch hatt ich mir zu Herzen genommen, und noch heute hat er in meinen Augen viele Wahrheit. Sind auch Fische und Vögel zu unserer Nahrung bestimmt, so dürfen wir doch nicht ein Vergnügen aus ihrem Fange machen. Lustjäger und Lustfischer sind in meinen Augen herzlose Tagediebe.

Dennoch und ob ich gleich aus natürlichem Triebe die Partei der Schwachen und Gemißhandelten nahm, waren die Fische mir eben nicht viel wert, denn während Vögel und Hunde, Bäume und Blumen sich mit mir nnterhielten wie meines Gleichen, die Fische blieben auch für mich, was sie sind, nämlich stumm.

Dessen ungeachtet ging ich doch gern an den Teich, denn einerseits glaubte ich dort immer einmal schöne rote Korallen zu finden, anderseits aber liegen ja alle Kinder, bis sie in Schleswig geboren werden, in diesem Teiche, und von dorther holt sie der Storch.

Oft hatte ich die Kleinen schreien hören, besonders nach Sonnenuntergang, und wer es hören will, dem rate ich nur, Abends hinzugehen und zu horchen, dann hört er es gewiß, und es klingt ganz so, als wenn Frösche quaken. Wenn der Herr Gevatter Langbein im Schilfe umherwatete, ging ich ihm nach, bis mir das

Wasser an die Kniee reichte, aber nie hab ich das Glück gehabt zu sehen, wie er ein Kindlein herausgefischt, sondern höchstens war es ein Frosch. Wenn er dann aufflog und über das Wasser nach dem Ufer zu hinschwebte, dann klatschte ich in die Hände und rief, wie die Kinder in Schleswig von Alters her zu singen pflegen:

Adeborde, *) bester,
Bring mi'n lütte Swester!
Adeborde, oder
Bring mi'n lütten Broder!

Die anderen Knaben, welche an dem Teiche standen, lachten mich dann aus, besonders aber weil mich jammerte, wenn ein plumper großfüßiger Bube mit aufgekrempten Hosen in den Teich hinauswatete um zu fischen. Da klagte ich und bat ihn mit Thränen, er möge doch der Kinder schonen, er sei ja selber ein Kind gewesen und habe in dem Teich gelegen; er solle doch die Kleinen nicht zertreten.

Wurde das Gelächter dann gar zu arg, dann ballte ich auch bisweilen die Faust, aber ich Ohnmächtiger war ja weit unterlegen. Einmal sagten sie mir sogar ganz ernsthaft, die Kinder lägen gar nicht in dem Teiche. Ich

---

*) Adebor oder Adeborde, ist der plattdeutsche Name des Storches.

lief gleich zur Mutter uud fragte sie, denn sie hatte mir's ja erzählt, und ich selber meinte doch gewiß, die Kleinen schreien gehört zu haben. Meine Mutter antwortete, allerdings lägen sie im Teiche bis zur Geburt, aber daß sie dort schon schreien könnten, das glaube sie nicht.

Darüber wurde ich sehr traurig, denn ich selber schrie gar zu gern einmal und meinte, man müsse recht sehr unglücklich sein, wenn man nicht schreien könne. Ich hatte von dem Tage an gar nicht mehr Lust an den Teich zu gehen, auch schon wegen der bösen Knaben. Und so blieb ich fort und beschränkte mich auf meinen kleinen Garten, denn da blieb ich Herr! — Da aber kam einmal der lange Peter mit der dicken Nase, ein gutmütiger Bursche, der aber bisweilen recht schalkhaft sein konnte, auf mich zu, legte sich im Garten zu mir auf den Rasen, schnitt ein ernsthaftes Gesicht und sagte leise zu mir:

Warum kommst Du denn nicht mehr nach dem Teiche?

Ich antwortete nicht und drehte mich unwillig von ihm ab; er aber fuhr fort:

Du hättest gestern Abend dabei sein sollen!

Wobei denn? antwortete ich halb mürrisch, halb neugierig.

Ja, wenn Du mich nicht verraten willst, sagte er geheimnisvoll, dann will ich Dir's erzählen. Du mußt aber reinen Mund halten!

Ich versprach es, und während ich ihm gespannt in die Augen sah, erzählte er: Ich war gestern wie gewöhnlich am Teiche zu fischen; aber so lange ich auch gestanden, nichts hatte anbeißen wollen, nicht einmal ein Bleier. Endlich wurde ich's überdrüssig und watete immer weiter ins Wasser hinein, und da auf einmal — weißt Du, was ich fand? Ja, denke Dir, ein kleines Kind!

Herr Gott! rief ich entsetzt, es hatte doch nicht in Deine Angel gebissen?

Ja, wenn der Wurm ein Zuckerbeutel gewesen wäre, sagte Peter lachend. Nein, beruhige Dich, ich habe ihm nichts zu Leide gethan. Es lag unter dem Wasser und lachte mich an, aber als ich darnach greifen wollte um es mitzunehmen, war es verschwunden.

Das ist ja prächtig! rief ich und klatschte in meine Händchen. Hab ich's doch immer gesagt! Kann ich es nicht aber auch sehen? Bitte, bitte, lieber Peter, sag mir, wo fandest Du es?

Wir waren indessen aufgestanden, und als Peter sagte: Komm mit, ich will Dir's zeigen! da hüpfte ich ans Küchenfenster zu meiner Mutter und rief: Mutter, darf ich mit Peter an den Teich gehen? Philipp und Otto (so hießen meine Brüder) sind auch da und fischen.

Meine Mutter nickte, und kaum hörte ich ihre Worte mehr: Aber nimm Dich in Acht! so rasch lief ich mit Peter davon.

Als wir an den Teich kamen, standen da wieder die bösen Knaben, die mich immer geneckt und verlacht hatten, heute aber schienen sie alle ernst, nur mitunter kroch einer hinter den andern, und es kam mir vor, als ob er lachte. Mein ältester Bruder stand weit entfernt, der jüngere lag im Grase und besserte seine Angelschnur wieder aus, die ihm ein kräftiger Hecht, auf den es doch gar nicht abgesehen war, eben zerbissen hatte. Mir war es recht lieb, daß sie deshalb mich nicht sahen, denn sicherlich hätten sie nicht geduldet, daß ich ins Wasser watete. Ich wandte mich nun wieder zum langen Peter mit der Frage: Wo hast Du das Kind gesehen?

Da, sagte er, hinten im Schilf, aber Du mußt die Hosen weit aufkrempen. Sag aber zu niemand, daß ich Dir es verraten habe.

Ich winkte mit der Hand, daß ich schweigen wolle, und nachdem die nötigen Vorkehrungen mit den Kleidern rasch vorgenommen waren, sprang ich ins Wasser und ging immer weiter in das Schilf hinein. Bisweilen guckte ich hinter mich nach Peter, um ihn zu fragen, ob ich auf der rechten Fährte wäre und ob ich noch weiter gehen müsse, — dann aber sah ich, wie die Knaben mit Mühe das Lachen verbissen und über mich heimlich spotteten — und verdrossen schritt ich wieder vorwärts. Sehen wollte ich das Kind auf jeden Fall, aber plötzlich —

Liebe Leser! Ihr habt gewiß schon davon gehört,

wie Kinder, wenn sie dem Wasser zu nahe kamen, von schönen Nixen mit langem fließendem Haare unter die Wellen hinabgezogen wurden, in das krystallene Wasserschloß, das tief unten lag, und dort dann ein herrliches Leben führten, bis sie, weil sie sich nach der Oberwelt zurücksehnten, oder aus sonst einem Grunde, zu den ihrigen zurückgebracht wurden. Aehnlich erging es auch mir, und ich will ganz genau erzählen, was ich unter dem Wasser erlebte.

Plötzlich nämlich, als ich beherzt vorwärts schritt, fühlte ich keinen Grund mehr unter den Füßen, und ehe ich mich umwenden konnte, sank ich unter das Wasser mit lautem Schreien, das von den Knaben am Ufer, wie ich noch deutlich vernahm, erwidert wurde, und dann — ja, als ich wieder zur Besinnung kam, die ich im Augenblick verloren hatte, stand ich in einer wunderbar schönen Gegend. Wie ich dahingekommen, wußte ich nicht, und ich stand ganz erstaunt da und rieb mir die Augen, denn ich glaubte zu träumen.

Vor mir immer schnurgerade aus führte eine blühende Rosenallee, deren Ende ich nicht absehen konnte, mit schattigen Lauben und Bänken zum Ausruhen. Rechts und links erhoben sich in sanften Linien Hügel mit grünen Weingärten bedeckt, und von dem höchsten derselben rieselte ein helles Bächlein zwischen dem Rasen hervor ins Thal, wo ich stand, hinab und floß dann an der Rosenallee

entlang. Das Bächlein aber plätscherte und murmelte an mir vorüber, und immer schien mir's, als rief es mir aus dem Wasser zu: Komm mit mir; ich bringe Dich, wohin Du willst!

Anfangs wollte ich mich auf die Lockungen nicht verstehen, denn ein Bach, der sprechen könne, schien mir zu abenteuerlich, und ich sah mich nach Menschen um, aber da nirgend einer zu sehen war, so entschloß ich mich zuletzt dem Bache zu folgen und sagte zu ihm: Wohin willst Du mich denn führen? Zu meinen Eltern zurück, nicht wahr?

Ich bringe Dich, tönten die Wellen zurück, wohin Du ja wünschest, aber nicht zu den Eltern.

Nicht? weißt Du denn besser, als ich selber, wohin ich will? fragte ich unwillig.

Hop hop! steig ein! sagte es auf einmal hinter mir, und als ich mich umwandte, sah ich eine große bunte Muschel auf dem Bache zu mir heranschwimmen. Eine so große Muschel hatte ich noch nie gesehen, aber mein Erstaunen wurde erst groß, als sie sich plötzlich aufthat, und ich darinnen einen weichgepolsterten mit rotem Sammet ausgeschlagenen Sitz wahrnahm, offenbar für mich bestimmt.

Meinetwegen denn! sagte ich dreist und stieg ein. Und fort ging es auf dem Bache immer neben der Rosenallee hinab. Die Rosen dufteten gar süß, und die

Wellen spielten eine muntere Melodie auf. Mir gingen vor Verwunderung die Augen über, aber ängstlich war ich gar nicht, denn alles war so lieblich und einladend, daß mein Auge sich nicht satt sehen konnte. Endlich landete mein Muschelschiff, und ich hörte, wie einer sagte: Steig aus und bedanke Dich schön! Dann geh nur die Rosenallee zu Ende und Du bist, wohin Du wünschest.

Das war doch närrisch, denn ich wußte selber nicht, wohin ich wollte; und wenn ich nur den Menschen hätte sehen können, der immer alles besser wußte, denn ein Mensch war es gewiß! Aber vergebens gaffte ich umher, dann stieg ich aus und sagte: Schönen Dank! Und ruck! klappte die Muschel zu, drehte sich um und schwamm — das hatte ich noch nie gesehen! — stromaufwärts denselben Weg, den wir gekommen, von selbst wieder zurück.

Nun stand ich wieder in der Rosenallee, aber, o Wunder! ich sah das Ende und vor demselben erblickte ich ein großes hohes Haus, größer noch als das Schloß Gottorf in Schleswig. Endlich, dachte ich, finde ich wol Menschen, die mich wieder zu den Eltern bringen werden, und ich schritt rüstig vorwärts. Als ich näher kam, begegnete mir zu meinem Erstaunen eine Menge Störche, die in der Allee gravitätisch auf und nieder spazierten und in den Schnäbeln ganz kleine Wickelkinder trugen. Sie wackelten immer mit dem Kopfe hin und her, so daß die Kinderchen schaukelten, als wenn sie in der Wiege lägen.

Verwundert und neugierig sahen mich die Störche an, aber dabei doch so menschlich vernünftig, daß ich glaubte, die könnten mir schon Auskunft geben. Ich fragte sie daher, wo ich wäre, aber auf jede Frage antworteten sie mir nur mit noch stärkerem Wackeln des Kopfes. Man kann ja nicht sprechen, wenn man den Schnabel voll hat! Als ich mir daher die Kindermädchen etwas näher beschaut hatte, ging ich getrost weiter, und bald stand ich vor dem Schlosse, denn dafür mußte ich ja das ungeheure Gebäude halten.

Das ganze Haus war aus weißem Marmor erbaut und hatte Bogenfenster, groß und weit, und mit vielen buntbemalten Scheiben. Da ich aber nun auch hier noch immer keinen Menschen erblickte, ging ich mutig an das gewaltige Thor und zog an der Klingel, denn es war verschlossen. Wie ich nun wartete, bis mir die Thür geöffnet würde, sah ich über dem Thore mit großen goldenen Buchstaben geschrieben ein langes Wort. Seit einem Jahre hatte ich bereits bei meinem Vater die Schule besucht und das Lesen schnell begriffen, aber bei diesem Worte wurde mir es dennoch schwer, denn es war so entsetzlich lang und dazu mit lateinischen und zwar nur großen Buchstaben geschrieben, wie ich in meiner Fibel noch nie gesehen hatte. Nach einiger Mühe hatte ich es dennoch herausgebracht und las nun:

KLEINKINDERBEWAHRANSTALT.

Gerade als ich zu Ende war und eben bedachte, wenn mein Vater zugegen wäre, würde er mir einen Kuß geben für das große Kunststück, da wurde die große Thür geöffnet, und heraus trat eine Dame von mittlerem Alter. Erst grüßte ich sie ehrerbietig, indem ich meine rote Mütze rasch herunterzog, und dann sah ich sie mir etwas näher an. Sie war hoch und schlank gewachsen und trug ein einfaches Gewand, das schwarz war und bis über die Füße hinabreichte. Ihre Züge hatten etwas unbeschreiblich anziehendes, und die Augen schienen aus dem sonst ernsten Gesichte so milde und wolwollend mir entgegen, daß ich auf sie zuging, und meine Mütze in der Linken am Beine haltend, meine Rechte ihr entgegenstreckte, die sie freundlich annahm. Nur die Rute mit dem rotseidenen Bande, welche sie in der Linken hielt, machte mich etwas scheu und stutzig, denn sie glich zu auffallend der, welche bei meinen Eltern zu Hause hinter dem Spiegel steckte.

Ich schwieg beharrlich aus einer gewissen Blödigkeit, auch wußte ich eigentlich nicht, was ich sagen sollte. Der Dame schien es ebenso zu gehen, denn auch sie sprach lange kein Wort, aber zuletzt sagte sie mit sehr sanfter Stimme: Was wünschest Du von mir, Kleiner?

Bist Du einmal soweit gekommen, dachte ich, so willst Du Dir auch ein Herz fassen, und ich erzählte ihr daher nun ausführlich, wie es mir ergangen, und schloß

endlich mit den Worten: Nun mögte ich gern, liebe Frau, daß Du mir den Weg zu meinen Eltern zurückzeigtest, die sich gewiß schon um mich ängstigen. Aber sag einmal, und dabei sah ich sie recht freundlich bittend an, ist es hier, wo die kleinen Kinder bis zu ihrer Geburt aufbewahrt werden? O, dann laß mich sie zuvor einmal sehen, bitte, bitte, ich habe keinen größeren Wunsch.

Bist Du aus meiner Anstalt? fragte die Dame.

Leider kann ich Dir das nicht sagen, gute Frau. Ich habe kein besonderes Gedächtnis, glaub ich, obgleich mein Vater es meint, aber ich kann mich wenigstens auf gar nichts besinnen, was vor meiner Geburt mit mir geschehen ist. Doch da ich aus Schleswig bin, so muß ich wol aus Deiner Anstalt sein, obgleich ich mir das nicht vorstellen kann.

In demselben Augenblicke kam ein Storch rasch die Allee herauf, der kein Kind trug, und flüsterte oder zischelte vielmehr der Dame etwas ins Ohr. Darauf faßte die sanfte Fee meine Hand mit den Worten: Eigentlich darfst Du hier gar nicht sein, und die Sache müßte streng untersucht werden, wie Du heruntergekommen bist, aber dank es diesem Storch, der für Dich gebeten hat. Er hat Dich nämlich einst zu Deinen Eltern getragen.

Ich sah ihn an; er kam mir nicht bekannt vor. Aber ich ging freundlich auf ihn zu und dankte ihm für gütige Fürsprache.

Dann folgte ich der Frau über die Schwelle des Thorweges. Der Hausflur war mit Marmor ausgelegt, und rechts und links führten viele Thüren in die verschiedenen Zimmer.

Zuerst, sagte die gute Fee lächelnd, will ich Dir kleinem Thomas zeigen, daß Du wirklich aus meiner Anstalt bist, was Du noch immer nicht zu glauben scheinst. Folge mir!

Und sie trat durch eine der Thüren, welche sich vor ihr von selber öffnete, in ein geräumiges Zimmer, das überfüllt war mit großen Büchern. Ganz in der Ecke des Zimmers, fast begraben unter vielen Protokollen, saß ein steinalter Mann mit langem weißem Barte und eben solchem Haupthaar.

Herr Kleinkinderbewahranstaltsoberprotokollundrechnungsführer, sagte meine Gönnerin zu ihm, haben Sie doch die Güte, diesem Burschen seinen Namen zu zeigen.

Der Greis sah mich an, fragte mich, wie alt ich sei und wie ich heiße, und rief dann seinem Gehilfen zu, den ich bisher nicht gesehen hatte und der hinter ihm auf einer Leiter stand: Reichen Sie mir den Jahrgang für 31!

Sofort wurde ihm ein dickes Protokoll eingehändigt, und nach kurzem Herumblättern zeigte mir der Alte eine Seite des großen Buches, wo geschrieben stand:

No. 26 des Jahres 1831.

Am 30. April richtig abgeliefert.

Erhielt später den Namen Friedrich.

Besondere Bemerkungen.

Er war am Tage der Ablieferung 5½ Pfund schwer. Während seines Aufenthaltcs in unserer Anstalt betrug er sich nach Umständen gesittet, nur war er dem Zuckerbeutel etwas übermässig ergeben. Im übrigen verdiente er unsere gerechte Zufriedenheit. Möge es ihm recht wol gehen auf Erden!

Als ich es gelesen, klappte der Alte das Buch wieder zu. Ich hätte kein Wort reden können, so verwundert war ich, und schweigend folgte ich, nach einer respektvollen Verbeugung vor dem Alten, der Fee, welche mich aus dem Zimmer und sofort in das gegenüber gelegene führte.

Dieses war ein großer luftiger Saal mit hohen Fenstern bis zur Decke und mit Teppichen ausgelegt. Rechts und links an den Wänden stand Wiege an Wiege, es waren in allem gewiß mehr als hundert, alle gleich mit weißen Kissen gefüllt; aber auf jeder stand eine Nummer. Und in den Wiegen, die immer hinundher schaukelten, ohne daß man sehen konnte, was die Bewegung verursachte, lagen kleine Kinder, so blühend und zart, daß es eine Lust war sie anzusehen. Das eine lächelte holdselig im Schlaf, ein anderes lag mit geöffneten Augen und blickte uns aus den Kissen freundlich an, und im Munde hatte es einen Zuckerbeutel.

Siehst Du, sagte die Fee, indem sie mich umherführte, da liegen sie alle, bis ich sie zu den Eltern schicke. Alle werden gleich gehalten, denn der Standesunterschied fängt erst an mit der Geburt, sowie er mit dem Leben endet.

Nach diesen Worten wandte sie sich um und rief zwei der Störche, die ab und zu gingen. Nimm das Mädchen, sagte sie, Nummer 718, und trag es zu der Tischlersfrau, die unter dem Hesterberge wohnt. Und Du, nimm den Knaben, Nummer 573 und bring ihn der jungen Kaufmannsfrau auf dem Friedrichsberge. Aber weil ich ihr gut bin, und sie sich schon so lange ein Kind gewünscht hat, so nimm nur die nächste Nummer gleich mit hinzu. Vorwärts!

Und die Störche verneigten sich, klapperten etwas zur Antwort, das ich nicht verstand, nahmen die bezeichneten Kinder in den Schnabel und flogen davon.

So geht es bei uns her, fuhr die Fee zu mir gewendet fort, aber Ordnung ist das erste Erforderniß, wenn solch eine Anstalt blühen soll. Täglich erhalte ich Befehle, wen der liebe Gott für die Erde bestimmt hat; darüber muß ich ihm Rechenschaft geben. Jedes Kind, wenn es zu mir kommt und wenn es fortgeht, wird in die Bücher eingetragen, wie Du gesehen hast. Und der Storch muß zum Beweise, daß er das Kind richtig abgeliefert hat, die Mutter ins Bein beißen, und wenn er

zurückkehrt, bei dem Herrn Kleinkinderbewahranstaltsoberprotokollundrechnungsführer seinen Schnabel vorzeigen.

Immer noch antwortete ich kein Wort, sondern sah die Fee wie versteinert an. So schön, so ordentlich und und dennoch so einfach hatte ich mir die Sache doch nicht gedacht.

Unser Weg führte uns weiter und wir traten in ein großes Gemach. Da liefen viele kleine Kobolde umher, höchstens zwei Fuß hoch und ebenso breit, mit großen Bärtern, aber kahlen Köpfen, und mit runden Messingbrillen auf der Nase. Hier wurden die Kinderkleider verfertigt. Einer von den Zwergen, der wol anderthalb Zoll größer war als die übrigen, schien die Hauptperson zu sein, denn seine Brille war von Gold, und er schob sie alle Augenblicke in die Höhe, was ja große Kenntnis und eine besonders hohe Stellung anzeigt. Er saß auf einem Tische und zeichnete mit Kreide das Muster auf ein großes Stück Zeug, und dann gab er es weiter an andere, welche die gezeichneten Stücke ausschnitten; aber sie brauchten keine gewöhnlichen Scheren, sondern hatten Krebsscheren in der Hand. Andere wieder nähten das Zeug, aber statt der Nähnadel bedienten sie sich der Fischgräte, wie kleine Kinder beim Spiele thun; wieder andere bügelten die Nähte und plätteten die Kleider, und alles ging so rasch, daß man die kleinen Fingerchen kaum sehen konnte.

So gingen wir von Zimmer zu Zimmer, auch in das Waschhaus, wo die Kleidung der Kleinen, die ja oft schmutzig wird, in großen Waschmaschinen gereinigt wurde, endlich gar in die Küche, wo alte Hexen am Feuerherde saßen und in den Speisenäpfen rührten. Keiner glaubt, welche Menge von Zwiebacken, mit Milch und Zucker zubereitet, dort täglich verzehrt werden. Die alten Weiber waren wol garstig anzusehen, aber sie waren gar nicht so schmutzig und nahmen auch nicht so gar oft eine Prise bei der Arbeit, wie man sich wol einbildet.

Dieses und viel anderes zeigte mir die gute Fee, und ich betrachtete alles mit dem größten Erstaunen. Endlich sagte sie: Nun, mein Sohn, sollst Du noch unsern Garten sehen, und dann wird es Zeit, daß ich Dich wieder zu Deinen Eltern zurückschicke, die sicherlich sehr besorgt um Dich sind. Gewiß wirst Du alles, was Du hier gesehen hast, gleich jederman erzählen wollen; es wäre mir aber lieb, wenn Du es verschwiegest, bis Du groß sein wirst, dann theile die Geschichte in einem hübschen Buche den artigen Kindern mit.

Ich versprach es und habe Wort gehalten!

Wir waren indeß auf dem großen Hofplatze angelangt, und die freundliche Dame führte mich quer über denselben weg auf eine große Gitterpforte zu, die den Garten verschloß. Während wir dahin wanderten, sagte die Fee: Die Leute werden Dir freilich nicht glauben,

wenn Du ihnen später erzählst, was Du hier unten bei mir erlebt hast; sie werden sagen, es sei ein Märchen. Zum Märchen aber, weißt Du, gehören fast immer drei Wünsche, die in Erfüllung gehen: Nun denn, auch Dir will ich drei Wünsche gewähren. Wähle, was Du willst, wähle dreimal, und Deine Wünsche sollen erfüllt werden!

Ich sah die Fee fragend an, ob es ihr ernst damit sei, als sie mich aber so freundlich und vertrauenerweckend anblickte, sagte ich: Gute liebe Frau, wenn Du mir wirklich drei Wünsche erfüllen willst, so höre, was ich wol mögte.

Nun?

Wie ich weiß und hier selber gesehen habe, werden die kleinen Kinder vom Storch ins Elternhaus getragen. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, wie mir's gefallen hat, als mich der Storch hinauftrug, und ich mögte doch so gern einmal so durch die Luft dahinsegeln. Bitte, bitte, laß mich nachher durch einen Storch zu meinen Eltern zurückgetragen werden.

Aber Junge, sagte die gute Fee, Du bist zu schwer; da werden wol vier meiner Vögel nötig sein. Doch ich hab einmal zugesagt, Dein Wunsch soll Dir erfüllt werden.

Meine Mutter sagte mir, daß die kleinen Kinder, so lange sie unter dem Wasser wären, nicht schreien könnten. Das that mir recht leid, sprich, ist es wirklich so?

O, sagte die Fee, da hat Deine liebe Mutter sich

doch einmal geirrt. Das Schreien verstehen die Kleinen hier unten schon ebenso gut, als bei Euch auf der Oberwelt.

Wirklich? o das ist prächtig! rief ich. Nun, so bitte ich zum zweiten: laß mich die Kleinen einmal schreien hören, ehe Du mich fortschickst, damit ich's später für sicher erzählen kann.

Du bist sehr bescheiden im Wünschen, kleiner Dummbart! versetzte die Fee lächelnd. Doch wie Du willst — Du sollst sie schreien hören! Und nun der dritte Wunsch? Bedenke wol, ehe Du ihn aussprichst; es ist der letzte!

Nun weiß ich nichts mehr, sagte ich.

Du hast wirklich nichts mehr zu wünschen? fragte die Fee dringend. Doch Du hast noch Zeit; besinne Dich!

Wir standen vor dem Gitterthore; es sprang vor uns auf, und wir traten in den Garten. Da sah es bunt aus: ringsumher standen Bäume und Büsche und vor ihnen war ein breiter Streifen mit allerlei blühenden Blumen bepflanzt; in der Mitte des Gartens aber dehnte sich ein großer grüner Rasen aus, und auf demselben lagen gewiß hundert Kinder, die sich im Grase wälzten und an dem lieben Sonnenschein sich ergötzten. Das kroch und wühlte durch einander, und zwischendurch gingen Störche, die nach den Kleinen sahen und beim Gehen die Beine hoch zogen, damit sie die Kinderchen nicht träten. Wenn die Kinder beim Kriechen hinfielen

und auf dem Rücken lagen, dann kehrten die Störche sie wieder mit dem Schnabel um, denn allein konnten die Kleinen nicht wieder zu Bein kommen; und wenn die Kinder einmal mit den Köpfen an einander gerieten, dann waren die sorgsamen Wärter schnell bei der Hand und halfen ihnen. — Wir gingen oft um den Rasen herum, ich immer an der Hand der guten Dame; endlich stand sie still. Die Glocke auf dem Thurme der Anstalt schlug sieben Uhr, die Sonne hatte sich schon tief gesenkt.

Jetzt, sagte die Fee zu mir, hast Du wol genug gesehen. Und nun will ich Dir Deine Wünsche erfüllen, gieb Acht! Weißt Du aber noch immer keinen dritten?

Dann wandte sie sich gegen den Rasen und rief: 's ist Bettzeit! — Und nun hättet Ihr sehen sollen! Schnell machten sich die Störche auf — es mogte ihnen die Zeit wol schon lang geworden sein — und packten die Kleinen mit dem Schnabel und fort ging es aus dem Garten. Aber der Lärmen! Den Kleinen drunten ergeht es wie Euch: zu Bette gehen mögen sie nicht. Und so fingen sie alle an bitterlich zu schreien; das war ein Kreischen und Blärren, mir wurde dabei ganz unheimlich zu Mute. Die Störche aber schienen daran gewöhnt zu sein; sie kümmerten sich nicht darum, sondern schleppten die Kleinen rasch fort, so daß in kurzer Zeit der Rasen leer war. Nur einige Störche waren noch zurück geblieben.

Hörst Du! sagte die Fee. Ein Wunsch ist erfüllt.

Nun kommt der andere! — Und nach diesen Worten rief sie vier Störche herbei. Packt den kleinen Knirps hier, befahl sie ihnen, und tragt ihn zu seinen Eltern zurück! Aber daß keiner von Euch sich versäume! Rasch muß es gehen und rasch seid Ihr wieder da! Und nun, mein lieber Fritz! darfst Du nicht länger bleiben. Lebe wol, und möge es Dir gut gehen im Leben!

Und dabei neigte sich die sanfte Fee zu mir nieder und küßte mich. Ich dankte der guten Frau herzlich für ihre Freundlichkeit und zog die Mütze tief zur Erde.

Wo bleibt aber der dritte Wunsch, Fritz? Wähle noch, ich will ihn erfüllen. Du wirst es bereuen, wenn Du nicht jetzt noch sagst, was ich Dir gewähren soll.

Ich weiß wirklich nichts! sagte ich nachdenkend. Aber zum Besinnen war nicht mehr Zeit. Schon packten mich die vier Störche, zwei an den Schultern und zwei an den Beinen. Plötzlich wurde ich sanft aufgehoben, und langsam stiegen die Störche mit mir in die Höhe. Das ging schön! Ich guckte nieder zur Erde; schon war ich ein gutes Stück in die Höhe gehoben. Die Fee sah mir nach in die Luft und lächelte freundlich zum Abschiede. Wähle! rief sie. Ja, was sollte ich wählen? Halt, rief ich auf einmal, halt! Ja, nun weiß ich. Liebe gute Fee! schicke meiner Mutter morgen auch noch ein halbes Dutzend von den Kleinen, ich habe die Püppchen so lieb.

Da hörte ich, wie die Fee plötzlich in lautes Lachen

ausbrach, das hatte ich von der sanften ernsten Frau nicht erwartet, und die Störche, welche bei ihr zurückgeblieben waren, fingen auch an zu lachen. Ich guckte wieder hinab; schon war ich so hoch wie die höchsten Bäume. Ich sah nach dem Hause. Alles hatte sich plötzlich verändert. Das Haus sah alt und düster und baufällig aus. Da war mir's plötzlich, als ob ich sähe, wie die Fenster im obern Stock sich öffneten und die kleinen Kinder, schon halb entkleidet, in ihren weißen Hemdchen aus den Fenstern mir nachguckten und dabei mich etschten und ein lautes Gelächter erhoben. In den untern Fenstern saßen die Kobolde, die Beine quer über einander gelegt, und die alten Hexen aus der Küche standen hinter ihnen, und alle sahen nach mir hinauf und machten Grimassen und lachten überlaut. Das ganze Dach des Hauses war mit Störchen bedeckt, die alle mit lachten, und der alte Kleinkinderbewahranstaltsoberprotokollundrechnungsführer stand vor der Hofthür und hielt sich den Bauch vor Lachen. Er sah garnicht mehr so ehrwürdig aus, wie vorhin, und als ich nach der Fee sah, schien sie mir ein altes runzlichtes Weib mit langer Nase zu sein, und sie lachte noch immer. Ich mußte mich täuschen, das konnte doch nicht auf einmal alles verwandelt sein. Mir wurde schwindelig zu Mute, ich weiß nicht, ob über das Gelächter, das immer lauter wurde, oder weil ich jetzt schon so hoch in der Luft war, weit, weit von dem Garten, und weil der Flug der

Störche immer rascher wurde. Schon sah ich nichts mehr und schloß die Augen; aber das Gelächter hörte ich immer stärker, daß mir angst und bange ums Herz wurde. Da fühlte ich plötzlich zu meinem Entsetzen, daß die zwei Störche, welche mich an der Schulter gepackt hielten, mich losließen und gleichfalls mit anfingen zu lachen. Ich schrie laut auf, da ließen auch die andern beiden Störche los, und ich fiel und fiel und fiel immer schneller; meine Besinnung schwand ganz. — —

Als ich wieder zu mir kam, war ich in meiner Eltern Hause und lag im Bette. Ich schlug die Augen auf und sah meine Mutter vor dem Bette stehen und mit besorgtem Blick mir ins Gesicht schauen. Hinter ihr standen meine Geschwister und sahen mit langem Halse über meiner Mutter Schultern weg.

Gott sei gedankt, er lebt! sagte meine Mutter leise zu meinen Geschwistern, und ich sah eine Thräne in ihrem Auge.

Und ich bin stolz darauf, sagte mein Bruder zu den Geschwistern, daß ich ihn gerettet habe. Er war nahe am Ertrinken.

Lange dauerte es, ehe ich mich recht besann; alles, was ich unter dem Wasser gesehen hatte, stand mir noch immer lebendig vor Augen, aber bald freundlich und lieblich, bald düster und schreckenerregend; daß ich wieder bei meinen Eltern sei, darein konnte ich mich Anfangs gar

nicht finden. Ich sprach gewiß allerlei dummes Zeug, aber meine Mutter hörte alles ruhig an und erwiderte nichts. Erzählen, was ich erlebt, durfte ich ja nicht, und gegen das, was ich vielleicht davon fallen ließ, wagte meine Mutter nicht zu streiten, weil sie wol einsah, daß ich mehr wußte als sie.

Noch heute kann ich nicht sagen, wie alles zugegangen, und ob ich die ganze Geschichte nur geträumt habe oder wirklich erlebt. Ins Wasser gegangen war ich wirklich, und die beiden Knaben waren richtig an demselben Abend bei der jungen Kaufmannsfrau eingetroffen; freilich, die Sendung der sechs Kleinen, welche ich für unser Haus erbeten, ist nie erfolgt.

Was der Hahn auf dem Kirchthurme in Haddebye erzählt.



Es ist eine täglich wiederholte Erscheinung, daß Leute mit einer Bestimmtheit und Lebhaftigkeit von Dingen sprechen, die in ihrer allerfrühsten Kindheit oder selbst längst vor ihnen geschehen sind, als hätten sie selber alles erlebt und mit eigenen Augen gesehen. Oft hat man ihnen gewiß die Geschichten erzählt, und solche Geschichten vom Hörensagen leben sich so sehr in die Fantasie des Hörers ein, daß er selber zuletzt glaubt und Stein und Bein schwören mögte, er sei dabei zugegen gewesen. Ich weiß solches von mir selber, ich glaube mich noch gut erinnern zu können, wie ich getauft worden — und wer wüßte nicht ähnliches von sich? Genug! dem guten Hahn auf dem Kirchthurme im Haddebye ergeht es nicht besser, und er versichert sogar, was doch fast unglaublich klingt, schon vor dem Bau des Thurmes oben drauf gesessen zu haben. Soviel aber steht bei ihm ganz fest, daß er oft den heiligen Anschar hat in die Kirche gehen sehen mit seinen Aposteln. Zweifelt einer daran und sagt ihm, daß die haddebyer Kirche von Anschar zuerst aus Holz gebaut

worden, und überhaupt mehr ein Schuppen als eine Kirche gewesen, sicherlich aber noch keinen Thurm, also auch keinen Thurmhahn besessen habe, dann erwidert der Hahn mit gekränktem Stolz: Das muß ich wol besser wissen! Ich habe meine Jahrhunderte schon auf dem Nacken und laß mir kein X für ein U machen! Nun, da muß man denn schon fünf gerade sein lassen, um es nicht mit ihm zu verderben.

Wie dem allen aber auch sei, die Kirche steht seit Anschar's Zeit, und wenn der Hahn auch nicht ganz so weit in die Jahrhunderte hinaufreicht, als er sich einbildet, so hat er doch hundertmal mehr erfahren als wir insgesammt, dafür mögt ich einstehen.

Die haddebyer Kirche liegt einen Spaziergang weit vom Friedrichsberge, dem südlichsten Theile der alten Stadt Schleswig, und der Weg dahin ist fast bezaubernd schön. Rechts läßt man das Dorf Bustorf und das hochgelegene haddebyer Gehölz mit der Oldenburg liegen, und die Chaussee führt nahe am Ufer der Schlei und an üppigen Wiesen vorüber. Die Schlei, das ruhige himmelblaue Gewässer, über dessen sanfte Wogen zwar nicht große Schiffe, wol aber schlanke Kähne und Jachten leicht dahinschweben, liegt vor unseren Blicken ausgebreitet, und das jenseitige Ufer ist in einer wolübersehbaren Ausdehnung von drei Viertelmeilen umsäumt von den gastlichen roten Dächern der langen freundlichen Stadt. Der

alte hohe Dom, die Thürme der übrigen Kirchen und des hohen Thors, sowie das herrliche Schloß Gottorf, das zwischen Bäumen hervorschaut, und hinter dem wie hinter der Stadt die grünen Höhen, zum Theil bedeckt mit der langgestreckten Waldung des Thiergartens, sich erheben, erfüllen den Beschauer mit Ehrfurcht vor der alten Größe dieser Sachsenstadt. Dann aber zieht auch noch der Mövenberg, die hüglichte Insel in Mitten der Schlei unseren Blick auf sich, und wenn man an einem heiteren Juniabend den Weg zur haddebyer Kirche geht und die zahllosen weißen Möven sieht, welche die Insel umschwärmen, oder niedergesessen die ganze Insel mitten in der grünen Sommerlandschaft zu einem Schneeberge machen, oder wenn gar nach Sonnenuntergang die Nebel von der Insel aufsteigen und vor unseren Blicken die alte Jürgensburg, welche einst auf der Insel lag, in nebelhaften Umrissen emporsteigt, dann glaubt man sich in frühere Zeiten versetzt, und die alten grauen Sagen, welche über die Insel und die Stadt noch jetzt unter dem Volke verbreitet sind, beginnen wieder neubelebt vor unserem Blick vorüberzuschweben.

In solcher Stimmung bin ich als Knabe oft den Weg zur haddebyer Kirche gewandert und wunderte mich, wenn ich mein Ziel erreicht hatte, so sehr war ich in Träume über den Wandel aller Erdengröße versunken. Da wo jetzt die Stadt liegt, am nördlichen Ufer der

Schlei, war einst freies hüglichtes Feld, und da wo ich ging, am südlichen Ufer lag im grauen Alter die große berühmte Stadt Schleswig, damals Haddebye oder Hethabye genannt, mit ihren fast unzähligen Burgen und Schlössern und Tempeln. Jetzt ist die Stadt dort verschwunden, das einzige Gebäude, welches sich aus dem ersten Jahrtausend nach Christo dort erhalten hat, ist eben die haddebyer Kirche, die älteste Kirche des Nordens, vom Anschar, dem Apostel des Nordens erbaut, jetzt eine einsame Größe; nicht einmal ein Dorf umgiebt das Gotteshaus mehr, das einst in Mitten einer großen Stadt lag, und an ihm allein ist der alte berühmte Name Haddebye haften geblieben.

Friedsam, mitten in Bäumen liegt die Kirche nahe am Ufer und an der anderen Seite berührt von dem nach ihr benannten Gehölz; kein Geräusch der Welt stört die heimliche feierliche Stille, die mich immer so anzog, daß ich leisen Tritts den stillen Kirchhof betrat und ins Gras niedergekauert meinen Blick ruhen ließ auf dem Denkmal aus der Zeit, wo zuerst das milde Licht des Christentums auch in diese äußersten Gegenden des deutschen Nordens sich ergoß. Wandte ich dann das Auge empor nach dem schimmernden Hahn auf der Spitze des Thurmes, dann schien mir dieser plötzlich belebt, und in der That war er es dann, und er begrüßte mich, und es dauerte nicht lange, so waren wir gut Freund mit einander und er er-

zählte mir Geschichten, die er alle seit undenklichen Zeiten von seinem hohen Posten aus mit angesehen.

Ich könnte Euch viele von diesen Geschichten wiedererzählen, wie die von Herzog Abel, der seinen Bruder, den König von Dänemark, ermordete, von der schwarzen Margaret, die allnächtlich auf dem nach ihr benannten Walle gespenstisch einherreiten muß, von Adolf dem Achten, unter dessen Regierung das Land so glücklich gewesen, wie vorher und nachher nie — aber ich habe Euch ja nur Märchen versprochen und so will ich Euch nur eine Geschichte von denen erzählen, die ich vom Hahn mir habe mittheilen lassen. Hört zu!

In Schleswig saß vor uralter Zeit ein König auf dem Throne, welcher damals, wo unser Märchen beginnt, schon mehre Jahre verheiratet war und mit seiner lieben Frau herrlich und in Freuden lebte, den aber ein Kummer drückte, nämlich der, daß ihm noch immer kein Kind geboren war. Er war bereits bald ein Vierziger und wußte noch immer nicht, wer einst Nachfolger auf seinem Throne, wer Erbe seines unermeßlichen Reichtums werden sollte. Diese Sorge verbitterte ihm und seiner Gemahlin manche Stunde, und so herzlich gut er sonst war,

auch gegen seine Unterthanen, so mußten sie doch oft seine üble Laune büßen, und da jederman wußte, was ihm fehlte, so war auch im ganzen Volke kein Wunsch lebendiger als der, daß recht bald einmal die Nachricht vom Schlosse einlaufen mögte, die Königin habe ihrem Gemahl ein Söhnlein geschenkt.

Jahre waren schon hingegangen, aber vergebens sahen die Bewohner der Stadt jeden Morgen nach dem Schloßthurme hinauf. Der König hatte nämlich erklärt, sobald ihm ein Kind geboren würde, die freudige Botschaft dem ganzen Lande durch eine riesengroße Fahne verkünden zu lassen. Um so aufgeregter wurde aber das ganze Volk, als eines Morgens in aller Frühe, wo es noch pechdunkel war, ein Bürger aus Schleswig dasselbe durch lautes Schreien allarmirte und aus dem Bett und in die Kleider brachte. Er erzählte nämlich, er sei eben an dem hohen Schloßthurme vorübergegangen und da habe er plötzlich stillstehen müssen, weil ihm einer mit einem Tuche gerade ins Gesicht geschlagen. Als er nachgefühlt, da habe er gefunden, daß es ein Stück Zeug gewesen, das oben vom Thurme heruntergehangen. Sehen habe er es zwar noch nicht können, aber er sei nun fest überzeugt, daß dies die versprochene Fahne gewesen und daß also über Nacht endlich der junge Prinz, ihr künftiger König, ins Schloß eingerückt sei.

Natürlich fand diese Erklärung allgemeine Zustimmung;

alles Volk machte sich im Dunkeln auf die Beine und zog vor das Schloß und jeder ging hin und fühlte das Stück Zeug an. Dann wartete man ungeduldig, bis der erste Lichtstral sie überzeugte, das sei wirklich die Fahne.

Und als nun der Tag anbrach, da füllte die Luft der einstimmige Ruf aus zehntausend Kehlen: Es lebe der Prinz! es lebe der Thronfolger! Denn hoch oben vom Thurme herab hing die 125 Ellen lange Fahne, mit dem Landeswappen geschmückt. Der König war noch im Schlafrock und hatte die Morgenpfeife noch nicht ausgeraucht, und dann pflegte er sich noch nicht stören zu lassen. Als er aber das laute Rufen hörte, sprang er auf aus dem Sofa und lief rasch ans Fenster, und da er die große Menschenmenge sah, ließ er verwundert durch seinen Kammerdiener unten anfragen, woher die Gratulanten schon so früh gekommen wären, da doch erst vor einem Augenblick die Sonne aufgegangen und die frohe Botschaft doch erst jetzt könne bekannt geworden sein. Als der König den Grund erfuhr, wurde er sehr gerührt über die Liebe und Treue seines Volkes und er ging hinaus auf den Balkon und dankte unter Thränen durch sein Sprachrohr, denn er wäre sonst ja nicht verstanden worden; aber er fügte hinzu, es sei leider kein Sohn, sondern eine Tochter, die ihm während der Nacht geboren.

Dem Volke war das freilich nicht so recht, aber

man rief doch ebenso laut: Es lebe die Prinzessin! und dann zog man nach Hause nnd feierte acht Tage lang.

Aber schon während dieses Festes fing es an zu munkeln, mit der Prinzessin habe es eine eigene Bewandtnis, da müsse Hexerei im Spiele sein, und die Königin habe das Kind einer Nixe, die im Schloßteiche wohne, für ihr Kind ausgegeben.

Der König aber war jetzt wieder immer bei guter Laune und um den Mann zu belohnen, der zuerst die Kunde von der Geburt seiner Tochter in die Stadt gebracht hatte, ernannte er ihn, da sonst gerade kein Posten offen war, zu seinem Hofgärtner und ließ ihn in einem Hause hinten im Schloßgarten wohnen.

Aber auch das, sagten die bösen Klatschzungen der Stadt, gehe nicht mit rechten Dingen zu, die Fee habe verlangt, daß der Mann, welcher die erste Nachricht von der Ankunft der Prinzessin unter das Volk brächte, im Schloßgarten wohne, und was man nicht alles noch sagte.

Wie viel wahres an diesem Gerüchte sei, konnte man nicht entscheiden, aber woher es entstanden, das ließ sich leicht erkennen. Der jetzige Hofgärtner nämlich hatte einen Sohn von vier bis fünf Jahren, der war taubstumm und, so zu sagen, blödsinnig dazu, wenigstens konnte er garnichts lernen, verstand keine Zeichensprache, bewies keine Theilnahme für irgend etwas; nur zwei Dinge ver-

stand aus dem Grunde und liebte sie über die Maßen, nämlich das Essen und Spielen.

Seine Mutter war untröstlich über seinen Zustand, denn er zeigte keine Liebe zu ihr und kümmerte sich fast gar nicht um sie. Morgens, Mittags und Abends stellte er sich auf die Minute pünktlich zum Essen ein, aber sobald er damit fertig war, dann ging's schon wieder in den Garten hinaus, und da rannte und sprang er umher, kein Zaun war zu hoch, kein Graben zu breit, er mußte hinüber, so daß seine Mutter, die ihn doch so lieb hatte und vom Fenster aus stundenlang seinem Treiben zusah, oft in der entsetzlichsten Angst um ihn war und Thränen des Jammers vergoß.

Seitdem nun aber der Vater Hofgärtner war, wurde seine Tollheit immer ärger, denn nun war er immer sogleich in dem großen Garten wie verschwunden und ließ sich nicht anders sehen als zur Essenszeit, die er aber nach wie vor pünktlich inne hielt. Eines Mittags aber kam er nicht wie gewöhnlich; die Eltern warteten und warteten, eine ganze Stunde war schon verstrichen, er kam noch immer nicht. Da ließ die Eltern ihre Angst nicht länger im Hause bleiben, sie vergaßen das Mittagessen ganz und liefen in den Garten und suchten, und suchten stundenlang, aber keine Spur ihres Sohnes war zu finden. Nur erzählte ein Gärtnerbursch, er habe eine Frau mit fliegenden Haaren nach dem Teiche zulaufen sehen, die habe ein

Kind auf dem Arme getragen, aber da sie dasselbe in ihr Gewand gehüllt, so habe er es nicht erkennen können. Indessen sei er der Frau nachgeeilt, hinter einem Gebüsch aber, nahe am Teiche, sei sie ihm aus den Augen gekommen, und er habe sie nicht mehr gesehen.

Die Eltern waren über die Maßen unglücklich und machten sich auf nach dem Schlosse, um dort dem Könige und der Königin ihr Leid zu klagen. Natürlich suchte der Vater den König, die Mutter die Königin auf. Diese war mit ihrer kleinen Tochter und einer Kammerfrau in den Garten gegangen, und die Frau des Hofgärtners wandte sich daher auch dahin und fand die Königin in der Nähe des Teiches auf einer Bank sitzen, während die kleine Prinzessin auf einem großen Grasplatze umhersprang und mit den Blumen spielte, welche zwischen dem Grase wuchsen und blühten.

Die arme Frau näherte sich weinend und wehklagend der Königin, welche mitleidig und bestürzt über das klägliche Aussehen der Frau, diese neben sich auf die Bank niederzog und mit gespanntem Ohr und herzlicher Theilnahme die Geschichte von dem verschwundenen Knaben anhörte.

Als die Erzählung fast zu Ende war, packte die Königin plötzlich eine entsetzliche Angst um ihr eigenes Kind, das sie während des Gesprächs ganz außer Acht gelassen hatte. Sie blickte nach dem Rasen, gottlob! die

kleine Prinzessin war noch dort, aber sie war nach der anderen Seite gelaufen, wo sie mit den Rosen scherzte, die dort auf einem niedlichen Busche wuchsen.

Herr mein Gott! schrie auf einmal die Königin. Die Gärtnerfrau und die Kammerfrau blickten entsetzt in der Richtung, wohin die Augen der Königin schrecklich starrten. Plötzlich hatten sich die Rosen und all die anderen Blumen, welche zwischen dem Grase wuchsen, in kleine Elfen und Nixen verwandelt, welche mit der Prinzessin im Grase tanzten und umhersprangen. Die Frauen wollten hinzueilen, um die Prinzessin der unheimlichen Gesellschaft zu entreißen, aber, o Schrecken! sie konnten sich nicht von der Stelle bewegen. Sie wollen nach Hilfe rufen, kein Ton kommt aus der Kehle. Sie sind so nahe und müssen es ansehen und dulden, wie die kleinen Elfen mit der Prinzessin den Ringeltanz tanzen und dabei immer mehr sich dem Teiche nähern. Die kleine Prinzessin schien über die Maßen vergnügt und glücklich und lachte laut und nickte immer freundlich nach der Bank hinüber, wo ihre Mama und die beiden anderen Frauen saßen. Ihr könnt Euch vorstellen, wie entsetzlich das für die arme Königin war. Sie war der Verzweiflung nahe.

Da plötzlich erhob sich aus dem Wasser eine riesige Frauengestalt in schwarzem Gewande, betrat das Ufer, eilte auf den Rasen zu und hatte mit einem raschen Griff die kleinen Elfen sammt der Prinzessin gefaßt, steckte sie

alle in ihre Tasche und lief eben so rasch, wie sie gekommen war, wieder zum Ufer hinab und tauchte unter die Wellen. Eine kurze Weile kräuselten sich diese noch über ihr, dann glättete sich das Wasser. Die Prinzessin war verschwunden!

In dem nämlichen Augenblicke, als die Fee unter das Wasser tauchte, konnten die Gärtnerin und die Kammerfrau sich wieder bewegen. Sie stürzten in aller Eile zum Ufer hinab, aber zu spät! Alles war verschwunden, und händeringend und jammernd kehrten sie zu der Bank zurück, wo die Königin sitzen geblieben war, was sie doch Wunder nahm.

Und, o Schreck! Die Königin saß noch immer wie vorher, die Augen auf den Fleck geheftet, wo die Prinzessin vorher gespielt hatte, die Arme nach ihrer lieben Tochter ausgestreckt.

Die beiden Frauen redeten sie an. Sie hörte nicht, sie antwortete nicht. Die Kammerfrau faßte ihre Hand. Sie war kalt wie Eis. — Die Angst um ihr Kind hatte die Königin in ein Marmorbild verwandelt!

Jetzt erst war der Schrecken der beiden Frauen auf seinem Gipfel, sie wären bald selber auf der Stelle erstarrt. Was war zu thun? Sie mußten hinauf zum Schloß und dem Könige das geschehene melden. Sie hatten nicht den Mut dazu, obgleich sie ja ganz unschuldig waren,

aber sie fürchteten den ersten Ausbruch des Zorns, wenn der König die Schreckensbotschaft erführe.

Deshalb zögerten sie noch eine Weile, dann machten sie sich auf. Auf halbem Wege kam ihnen schon der König mit dem Hofgärtner entgegen, welche ausgegangen waren um die Königin aufzusuchen. Als die beiden Frauen mit Zittern und Zagen das geschehene mitgetheilt hatten, war der König wie außer sich. Er riß die Krone, die er gerade auf dem Kopfe hatte, herunter und warf sie, weil sie durch ihr Gewicht ihn am Laufen hinderte, zur Seite in das Gebüsch; dann nahm er seinen langen Königsmantel über den Arm und flog schnurstracks über Gräben und Zäune weg grade dem Teiche zu. Die andern konnten ihm nicht folgen, besonders die Frauen nicht, von denen die eine mitten in einen Graben hineinsprang und die andere mit ihren Kleidern an den Dornen eines Rosenstrauches hangen blieb, so daß beide sich nur mit Mühe wieder auf die Beine bringen und langsam folgen konnten.

Des Königs Leid kannte keine Gränzen. Die Königin saß noch immer als Bildsäule da; er lief an ihr vorüber zum Teich hinab und wäre, wenn er nicht grade sehr kostbare Morgenschuhe angehabt hätte, das letzte Geschenk seiner jetzt versteinerten Frau, direkt zu Wasser gegangen; aber auch das hätte ihm nichts genützt, denn von der Prinzessin war keine Spur zu entdecken. Als

er sich etwas erholt hatte und einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, suchte er zuerst seine Krone wieder auf, die er nötig hatte zu dem, was er jetzt beabsichtigte. Glücklicher Weise fand er sie rasch wieder; freilich war sie etwas schmutzig geworden, aber er wischte sie an einem Zipfel seines Mantels ab. Dann kehrte er ins Schloß zurück, berief das ganze Volk zu sich in den großen Rittersaal, erzählte sein ganzes großes Unglück und bot alle seine Schätze an den aus, der seine Frau wieder lebendig machen und seine Tochter ihm wiederschaffen könnte.

Ihr mögt Euch selber vorstellen, wie groß der Wetteifer unter den Schleswigern war. Die Nacht ging keiner ins Bett, oder wer es doch that, der schlief wenigstens nicht, denn alle machten Pläne und Pläne, und die Gelehrten schlugen in ihren alten Büchern nach, aber alles Nachdenken war vergeblich.

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der König schon wieder am Teiche. Er hatte die ganze Nacht über eine Menge von Wachen bei der Königin und am Teiche stehen lassen; der Bericht derselben lautete aber einstimmig dahin, daß nichts passirt wäre, nichts sich verändert hätte. Sofort am Morgen ließ der König eine große Taucherglocke nach dem Teiche befördern und ein besonders tüchtiger Taucher mußte in derselben zu Wasser, aber er kam nach einer Stunde unverrichteter Sache wieder herauf.

Er hatte auf dem Grunde des Teiches nichts entdecken können. Der König stellte mit seiner Frau alle möglichen Wiederbelebungsversuche an, aber ohne Erfolg, sie blieb eine Marmorstatue. Er versuchte sie von der Bank zu trennen, damit er sie wenigstens ins Schloß tragen lassen könnte. Vergebens! Man hätte ihr fast die Arme abgebrochen, aber lösen konnte man sie nicht, und die Bank ließ sich nicht aus der Erde herausgraben.

Mehre Tage dauerten die Versuche; endlich mußte der König seine Bemühungen einstellen. Die Königin blieb sitzen, von der Prinzessin fand man keine Spur. Eine große allgemeine Hof- und Landestrauer wurde befohlen, das ganze Schloß wurde von außen und innen mit schwarzem Sammet beschlagen; der König wollte nichts sehen als schwarze Farbe; sogar die Teller und Tischdecken mußten schwarz sein; alle Diener im Schlosse wurden entlassen und Mohren wieder angestellt, und während sonst alle Welt sich über den heitern blauen Himmel freute, der König war nur zufrieden, wenn er recht düster aussah, und schalt und wütete fast, wenn das Wetter freundlich war, daß seine Macht nicht auch darüber sich erstreckte.

Das Volk litt arg unter dieser seiner Mißstimmung. Freilich war der König auch früher oft unwirsch und ärgerlich gewesen, aber Könige haben ihre Launen — und wenn er nur seine Pfeife angezündet, dann pflegte

sonst doch immer schnell die Mißstimmung zu verfliegen. Aber jetzt gab er das Rauchen ganz auf und kam so gar nicht mehr aus seinem Aerger heraus. Es fehlte nicht viel, so hätte er seine Unterthanen sammt und sonders köpfen lassen, so war ihm zu Mute.

Es blieb natürlich nicht aus, daß die Könige in der Nachbarschaft dieß erfuhren und sich alle Mühe gaben, das Volk aufzuwiegeln, um dann die Gelegenheit zu benutzen und sich selber zu Herren des Landes zu machen. Der König erfuhr davon nichts, denn er hatte sich von allem Verkehr losgesagt, sah keinen Freund mehr bei sich und ließ auch von den Unterthanen keinen in seine Nähe. Alles um ihn her war schwarz. Er aß sogar nur mehr Blutsuppe, wie die alten Spartaner, und trank seinen Kaffe ohne Rahm. Der Zustand im Schloß und im ganzen Reiche war unerträglich.

Wiederum waren Jahre hingegangen, und heimlich ging das Werk des Verrats immer weiter und war jetzt seiner Vollendung nahe. Der König von Dänemark hatte durch Geld und glänzende Versprechungen eine Menge der Leute gewonnen, welche in Schleswig wohnten und am leichtesten in die Nähe des Königs kommen konnten. Diese sollten in einer bestimmten Nacht in das Schloß dringen, wenn die ganze schwarze Dienerschaft schliefe, den König überfallen nud ihn ermorden. Gleichzeitig wollte der dänische König mit großer Macht über die Gränze

rücken, sich das Land unterwerfen und dann in der Stadt Schleswig von den gedungenen Helfershelfer sich zum Könige ausrufen lassen.

Die bestimmte Nacht kam heran. Es war bereits Mitternacht. Das ganze Schloß lag im Schlafe, nur aus des Königs Schlafgemach schien noch ein Lichtstral auf den Hofplatz, denn der alte Griesgram konnte noch keine Ruhe finden. Er lag zwar schon im Bette, aber vor demselben stand ein Tisch mit Papieren bedeckt, und mitten unter diesen eine Lampe. Der König studirte noch sehr eifrig, und besonders schien ein Zettel seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Derselbe enthielt nichts mehr und nichts weniger als einen neuen Plan zur Auffindung der Prinzessin, die übrigens, wenn sie noch lebte, jetzt schon ein recht stattliches Dämchen geworden sein mußte. Der neue Plan war höchst geistreich erdacht und angelegt. In der Einleitung war des vergeblichen Versuches mit der Taucherglocke gedacht und dabei hervorgehoben, zwar habe der Taucher erklärt, daß auf dem Grunde des Schloßteiches nichts zu finden gewesen wäre; aber er sei doch nur ein einzelner, wer könne dafür einstehen, daß er sich nicht geirrt, daß er nichts übersehen habe. Und er müsse sich notwendig geirrt haben! Denn wenn doch nach der Aussage der beiden Frauen unbestritten feststehe, daß die Prinzessin in die Tiefe des Teiches von der gespenstischen Dame hinabgeführt sei, so müsse sie drunten

hingekommen sein. Da aber die aufgestellten Wachen sie nicht wieder aus dem Wasser hätten emporsteigen sehen, so könne es nicht anders sein, sie müsse auch noch drunten sich befunden haben, als der Taucher sie gesucht, und folglich habe dieser sich geirrt, und die Prinzessin könne also noch recht gut sich in der Tiefe aufhalten. Nun war die Meinung des Verfassers dieses Planes — und der Verfasser war ein schleswiger Gelehrte, der sich aber nicht genannt hatte, weil er fürchtete, ihm mögte es ergehen, wie den übrigen Planmachern, die sämmtlich dem König nicht gefallen hatten und daher von ihm geköpft waren — seine Meinung also war, der König müsse alles Wasser aus dem Teiche ableiten und diesen trocken legen lassen; dann könne man sich ja alles mit Muße besehen. Auch für die weitere Ausführung des Planes hatte der Gelehrte eine Menge von Vorschlägen, welche des Königs Interesse ganz in Anspruch nahmen, und so war derselbe dermaßen ins Lesen vertieft, daß er garnicht merkte, wie die Thür seines Schlafgemaches leise geöffnet wurde, und vier vermummte Männer, welche hereingetreten waren, sich fast ganz geräuschlos dem Bette näherten.

Des Königs letzte Stunde schien gekommen zu sein, denn schon stand einer der Männer zu Häupten des Bettes, schon hielt er einen blitzenden Dolch hoch empor und maß mit der Sicherheit, mit welcher der Tiger den Sprung auf sein Schlachtopfer berechnet, den Weg ab, den die

spitzige Schneide zum Herzen des Königs machen sollte, da mit einem Male krachte es dumpf und gewaltig, als sollte das ganze Schloß zusammenstürzen, eine ungewöhnliche Helle erleuchtete wie ein Blitz das Zimmer, dann war alles in dichten Dampf gehüllt, der nach Pulver, Schwefel und nach allem möglichen roch. Der König war, das könnt Ihr denken, nicht wenig überrascht; er fuhr aus dem Bette empor und starrte um sich nach allen Seiten, aber alles war dunkel, auch seine Lampe war erloschen, nur hörte er, wie leise das eine Fenster geöffnet wurde, dann klang es vier Mal, wie wenn ein schwerer Gegenstand auf den Hofplatz fiel, und jedes Mal folgte ein rasch vorübergehender Schrei wie eines Sterbenden. Dann war wieder alles still, und das Fenster wurde geschlossen.

Dem König schlug das Herz gewaltig und er zitterte an allen Gliedern; er glaubte, daß zum wenigsten das Ende der Welt vor seiner Schlafthür stände und jeden Augenblick hereinbrechen könnte. Aber das Entsetzen erreichte erst seine Höhe, als der Dampf sich allmählich verzog, und der König bei dem schwachen Dämmerlichte eine hohe Rittergestalt nicht mehr als zwei Schritt von seinem Bette stehen sah.

Die Erscheinung war wenigstens noch einmal so groß als ein gewöhnlicher Mensch und war bekleidet mit einem schwarzen Stahlpanzer und einem Helm mit wallendem

Federbusche, wodurch die Gestalt noch um ein bedeutendes mehr an Ausdehnung wuchs.

Zünde Dein Licht wieder an! sprach die gespenstische Erscheinung mit dumpfer Stimme.

Der König, welcher seit Jahren nur zu befehlen gewohnt war, gehorchte wie ein eingeschüchtertes Kind. Als aber die Lampe wieder brannte, und er scheu den Blick wieder auf den Ritter warf, war dieser plötzlich von gewöhnlich menschlicher Gestalt und verneigte sich demütig wie ein Untergebener vor dem König. Einen Augenblick befand sich dieser in neuem Erstaunen, dann aber erholte er sich rasch, der alte Trotz und Hochmut kehrten wieder; er nahm schnell seine Nachtmütze vom Kopf und schob sie unter die Bettdecke, setzte die Krone, welche er immer über seinem Bette hangen hatte, wieder auf und fragte den Ritter mit drohender lauter Stimme: Höre Er, junger Mann, Er Taugenichts, wie kann Er sich unterstehen, in meinem Zimmer einen solchen Skandal zu machen, als ob die Welt untergehen sollte? Warte Er, morgen früh laß ich Ihn einen Kopf kürzer machen!

Der Ritter lächelte. Thun Majestät, sagte er, sich nur nicht erboßen! Mir kann keiner an den Leib; ich komme aus einem Reiche, das unter der Erde liegt, und dessen Macht weit über Eures sich erstreckt. Ich komme aber zu Eurem Heil! Ohne mich wäret Ihr jetzt bereits ein Kind des Todes! — Mit Erlaubnis! setzte die Gestalt

hinzu, zog sich einen Stuhl ans Bett, ließ sich gemächlich darauf nieder und erzählte dem König den ganzen Zusammenhang der Verschwörung, deren Opfer der König in dieser Nacht hatte werden sollen.

Der König hörte genau zu. Und welchem Umstande, sagte er, nachdem die Erzählung zu Ende war, habe ich meine Rettung zu verdanken?

Die vier zu Eurer Ermordung gedungenen Spitzbuben liegen tot draußen im Hofe, erwiderte der Ritter mit spöttischem Lächeln. Aber noch seid Ihr nicht frei noch sicher! Wisset, daß mit der aufgehenden Sonne der Dänenkönig über die Gränzen Eures Reiches rückt. In einigen Tagen ist er mit seiner ganzen Heeresmacht hier und mit Eurer Herrschaft und — Eurem Leben ist es aus.

Was! rief der König und richtete sich auf. Glaubt das nur nicht! In ein Mal vierundzwanzig Stunden hab ich mein ganzes Heer auf den Beinen, und wehe dann dem, der sich gegen mich was erkühnt!

Ihr irrt gewaltig! versetzte der Ritter mit Nachdruck. Glaubt Ihr wirklich, daß bei Eurem Regiment, so wie Ihr jetzt und seit Jahren es führt, sich ein Getreuer unter Euren Unterthanen findet? Thut, was Ihr wollt, man wird Euch nicht unterstützen, man wird nicht auf Euren Ruf hören, man wird Euch dem Feinde preisgeben, um sich von der Landesplage, die Ihr seid, zu befreien.

Na, hört mal Ihr, nun wird mir die Geschichte aber ein wenig arg! Wer seid Ihr denn, daß Ihr Euch untersteht, in so naseweiser Art von mir zu reden?

Fragt noch nicht nach meinem Namen! Sei es Euch genug, wenn ich Euch sage, daß Ihr ohne mich diese Nacht des Todes gewesen, daß Ihr ohne mich auch noch jetzt verloren wäret. Es steht bei Euch, wollt Ihr leben oder —

Dummes Zeug! sagte der König ärgerlich. Als ob darüber noch eine Frage sein könnte. Aber wie wäre es Euch möglich, mich zu retten, wenn es wirklich so schlimm um mich steht, wie Ihr sagt?

Das sei meine Sache! Aber ich habe eine Bedingung —

Und die ist?

Ihr gebt mir Eure Tochter zur Frau!

Nun ging dem König wirklich doch die Geduld aus. — Meint Ihr, junger Mann, Ihr könnt mich ungestraft verhöhnen? Oder solltet Ihr wirklich nicht wissen, daß meine Tochter seit bereits — ja wie lange ist es nun schon her? —

Daß sie tot ist? Nein, das weiß ich nicht. Verschwunden — ja! aber nicht tot. — Sie lebt und kann, sobald ich meinen Auftrag vollführt, sobald das Land und Euer Haupt gegen äußere und innere Feinde gesichert ist, sobald Ihr mir versprochen habt, sie zu meiner Gattin

zu machen, wieder auf die Oberwelt kommen und vor Euch erscheinen.

Der Ritter sprach dieß alles mit so bestimmtem zuversichtlichem Tone, daß der König an der Wahrheit seiner Behauptung nicht zweifeln konnte und mit Freuden auf alle Vorschläge und Bedingungen einging.

Deshalb erhob er sich auch alsobald, wie der Ritter es wünschte, von seinem Lager, kleidete sich an, warf seinen goldenen Harnisch über, und schritt dann von dem Ritter geführt, aus dem Schlosse und über den Hofplatz. Als sie am Thore anlangten, lag der schwarze Thorwächter schlafend unter einem Baume. Der Ritter hieb ihm mit einem Schlage den Kopf ab, zog ihm den Schlüssel aus der Tasche, öffnete das Thor und trat mit dem Könige auf die Straße. Alles war noch still und ruhig, aber kaum hatte der Ritter drei Mal auf den Erdboden gestampft, so hielten in den Straßen, so weit man sehen konnte, viele tausend Reiter bis an den Kopf geharnischt und mit Lanzen und Schwertern bewaffnet. Vor dem Könige, der aus seinem Erstaunen garnicht mehr herauskam, stand ein edles Streitroß, auf das er sich schwang, während der Ritter ein anderes bestieg und dann mit dem Könige langsam und von den Reisigen gefolgt durch die Straßen und zum Stadtthore hinausritt.

Als es Morgen wurde und die Bürger in Schleswig erwachten, ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt,

in der Nacht habe man einen Mordversuch an dem Kö-nige gemacht, aber auf unerklärliche Weise sei er gerettet worden, die vier Mörder habe man zerschmettert aufdem Schloßhofe gefunden. Zugleich aber sei auch der König verschwunden, man wisse und begreife nicht, wohin er gekommen, aber da man den Thorwächter habe auf seinem Posten liegen gefunden, ohne Kopf und ohne Schlüssel, das Thor selber aber offen gewesen, so lasse sich vermuten, daß der König heimlich die Stadt verlassen habe.

Die ganze Stadt war in Aufregung. Diejenigen, welche um den Plan wußten, schwiegen wolweislich, da sie erfuhren, daß er mißglückt sei. Die übrigen hatten, obwol auch sie längst über des Königs tyrannisches Regiment zu murren Ursache hatten, dennoch immer noch zu viel Respekt, als daß sie nicht sollten Theilnahme empfunden haben. Es wurde daher beschlossen, in aller Ruhe ans Tagewerk zu gehen und den Gang der Dinge abzuwarten.

Aber der Tag war noch lange nicht zu Ende, als sich schon das Gerücht von einer großen Schlacht zwischen den Schleswigern und Dänen verbreitete, in welcher die Dänen vollständig und dermaßen geschlagen sein sollten, daß sich auch nicht eine Maus aus ihrem Lager hätte retten können, und der dänische König sammt seinem ganzen Heere auf dem Schlachtfelde gefallen wäre.

Den Leuten war das unbegreiflich. Sie hatten

garnichts vom Kriege geahnt, die es gewußt hatten, sagten nichts davon, und was das merkwürdigste war, das Heer war garnicht versammelt worden, die Soldaten lagen nach wie vor in ihren Quartieren und wußten von nichts. Anfangs wollte man daher auch nichts glauben, als sich aber die Nachrichten wiederholten und es gar hieß, der König werde noch am Abend in die Stadt rücken, da versammelte sich das ganze Volk am Thor und wartete bis zur Nacht.

Wirklich kam der König um zehn Uhr hoch zu Roß daher, und an seiner Seite ritt ein Ritter, der allen unbekannt war; aber von einem Heere war nirgends was zu sehen, und dennoch erklärte der König am Thor in einer langen Rede, Gott habe ihm heute einen großen Sieg über die Feinde verliehen, ihrer lägen tausende auf dem Schlachtfelde, aber auch hinter die Verschwörung gegen sein geweihtes Haupt sei er gekommen. Auf Wunsch und Fürbitte aber des Ritters, der an seiner Seite reite und der sein und des Landes Retter sei, verzeihe er allen, und hoffe, daß hinfüro nie wieder ein anderes Verhältnis zwischen ihm und dem Volke werde stattfinden, als das, welches zwischen Landesvater und Landeskindern das rechtmäßige und wünschenswerte sei.

Darnach ritt er ins Schloß, und das Volk kehrte stumm vor Verwunderung in seine Häuser zurück.

Seit diesem Tage war im ganzen Reiche wieder alles

in Frieden und Freuden. Der König, welcher den Ritter niemals mehr von seiner Seite ließ, ritt wieder umher durch Stadt und Land, sprach freundlich und leutselig mit jederman, und um zu zeigen, daß er alle schwarzen Gedanken aus seinem Herzen gebannt hätte, trug er nur mehr helle Kleider und ritt einen Schimmel. Die schwarze Dienerschaft war rasch wieder abgeschafft, nur weiße Leute wurden angenommen, und die Umkehr und Besserung war so gründlich, daß nicht einmal Landeskinder, wenn sie eine braune Gesichtsfarbe hatten, angenommen wurden. Im übrigen war auch alles wieder in Ordnung; der König aß wieder Milchspeisen, trank Milch zum Kaffe und ließ das Schloß von außen und innen mit weißer Lackfarbe überpinseln.

Nachdem aber das Schloß ganz in seiner alten Herrlichkeit wieder prangte, berief er das ganze Volk zu einer großen Festlichkeit, denn nur vor dem ganzen Volke, hatte der Ritter versprochen, wolle er die Prinzessin wieder ihrem Vater zuführen.

Als nun alles Volk im großen Rittersaale versammelt war, öffnete sich im Hintergrunde eine große Flügelthür und herein trat an der Hand des schwarzen Ritters ein Mädchen von sechszehn Jahren, so voll Lieblichkeit und Anmut, daß selbst, als der König vom Throne sprang und ihr mit ausgebreiteten Armen und dem lauten Ruf „Meine Tochter!“ entgegen eilte, keiner aus der Menge

Anfangs zu Worte kommen konnte, bis endlich der einstimmige Jubelschrei sich Luft machte: Es lebe die Prinzessin!

Der König trat zwischen den Ritter und die Prinzessin, faßte beide bei der Hand und schritt mit ihnen die Stufen des Thrones hinauf, auf dem oben drei Sessel standen. Oben angelangt, bat er ums Wort und rief mit lauter Stimme:

Seht hier, geliebte und getreue Unterthanen, meine wieder gefundene liebe Tochter, und hier ihren, meinen, Euren und des ganzen Landes Retter. Wir alle werden nie im Stande sein, ihm zu danken und zu lohnen, so wie er es verdient. Thue es indeß jeder nach seinen Kräften! Ich will den Anfang machen. Hiemit gebe ich ihm meine Tochter zur Ehe und ernenne ihn zum Nachfolger auf meinem Throne!

Nach diesen Worten ließ er die beiden jungen Leute einander den Verlobungskuß geben, küßte dann selber sie und segnete sie.

Darnach bat der Ritter ums Wort, erhielt es und sprach also: Ich bin Euch, Majestät, und dem Volke noch die Auskunft schuldig darüber, wer ich bin und wo Eure Tochter so lange gesteckt hat. So wisset! Ich bin der Sohn Eures Hofgärtners, der, wie ich höre, leider! schon tot ist sammt seiner Frau, meiner lieben Mutter. Als ich noch Kind war, und die erste unbändige Lebenslust

des Knaben sich in mir geltend machte, da gingen böse Reden unter dem Volke über mich und über die kleine Prinzessin auch. Wären wir so unter den Augen des Volkes erwachsen, nie wäre etwas aus uns geworden; man hätte uns immer mehr verlästert, man hätte uns kein gutes Haar gelassen. Die Welt will betrogen werden; nun so werde sie betrogen. So dachte die gütige Fee des Schloßteiches und nahm uns zu sich. Von ihr erzogen, unter ihrer Leitung bildeten wir uns zu dem heran, was wir sind. Hätte ich aber bei meinem Wiedererscheinen auf der Erde nicht erst große Dinge verübt, ohne daß man wußte, wer ich sei, dann stände ich auch noch so da wie früher. Jetzt habt Ihr mich zuerst als ein Wunder angestaunt, und erst jetzt darf ich den Schleier, der über unserer Vergangenheit ruhte, lüften. Nehmt Euch das zu Herzen, und wer sich getroffen fühlt, schlage in sich!

Jederman griff sich an die Nase.

Wenige Tage darauf war die Hochzeit des jungen Paares, und als der König zwei Jahre später starb, folgte ihm der Gärtnersohn in der Regierung und herrschte lange weise und glücklich. Die Königin-Mutter war nicht wieder ins Leben zu rufen. Sie blieb als Marmorstatue im Garten sitzen. 1846 erst, als der damalige Statthalter, Prinz Friedrich, die Schloßmauern abgraben und die Plätze ebnen und bebauen ließ, hat man die Statue fortgenommen. Sie fiel aber sofort in Stücke.

Das ist eine von den Geschichten, welche mir der Hahn, als ich Kind war, erzählte. Als mich mein Lebensweg später weit, weit weg von der Heimat entfernte, blieb mir der treue Freund der Jugend mit seinen meistens lustigen Erzählungen in warmer Erinnerung, und als ich nun im Sommer 1853 einmal wieder ein paar Tage mich in Schleswig aufhielt, und natürlich alle Plätze, die mir in der Kindheit lieb geworden waren, wieder aufgesucht wurden, da konnt ich doch nicht meinem alten Märchenerzähler vorübergehen.

Meiner Eltern Haus liegt am Fuße des Kapaunenberges. Diesen schritt ich empor und sah über den bustorfer Teich hinüber; dort auf der entgegengesetzten Seite hatte ja der böse Zauberberg gelegen, von dem ich erzählt habe, dort floß ja mein kleiner Freund, der Prinz Silberbach. Ich lächelte wie ein Kind bei der Erinnerung, und das Auge stralte mir, als ich hinüberblickte, aber dort drüben lag ja auch das Danevirk, das 1848 Zeuge so blutiger ernster Ereignisse gewesen war, die ich von demselben Punkte, auf dem ich jetzt stand, mit angesehen hatte. Auch diese Erinnerungen wurden in mir wach. Nachdenklich ging ich den „Acker“ entlang am Ufer des Teiches. Auch dieser friedliche Spaziergang war nicht ohne Spur der vergangenen Jahre geblieben. Eine große Soldatengrabstätte war hier angelegt worden, und mitten auf demselben stand ein von den Dänen errichtetes Denkmal, das in dänischer

Sprache die Inschrift: Gottes Friede mit Euch! trug. Eine dänische Inschrift auf einem Denkmal in einer rein deutschredenden Stadt, auf einem Kirchhofe, wo auch meine Landsleute ihre letzte Wohnung bezogen hatten? Die weitere Bemerkung auf dem Stein bewies mir, daß der fromme Wunsch nur den Dänen gälte. Ich fühlte keinen Haß; aber es schmerzte mich tief, daß die Feindschaft zwischen zwei benachbarten Nationen auch über den Tod hinausdauerte, und ich erinnerte mich, wie wenige Jahre früher von deutscher Seite auf einem Kirchhofe in Schleswig ein Denkmal mit durchaus versöhnlicher Inschrift war errichtet worden.

Mag, sagte ich mir, das Recht sein, auf welcher Seite es will, soll denn nie, selbst nicht im Grabe, ewiges Vergessen gelten, sollen Kind und Kindeskind noch für die Thaten der Väter büßen?

Und wo war die schöne kleine Welt meiner Jugend, wo war sie geblieben mit ihrer Seligkeit und ihrem goldenen Frieden?

Ich fühlte, daß mein Auge feucht wurde, und schritt weiter. Ich kam auf die Chaussee, die zur Haddebyer Kirche führt. — Die Ebene zwischen dem Gehölz und der Schlei war ein Schlachtfeld geworden, ich selbst hatte dort, wenige Jahre zuvor, die Gefallenen in ihrem Blute liegen sehen; ich glaubte fast, all die roten Blumen in den Feldern und Wiesen seien aus diesem Blute hervor-

gesprossen. Ich wagte nicht eines der Blümchen zu brechen, wie ich es in meiner Jugend immer gethan. Umkehren hätte ich mögen, so schwer, so trüb war mir zu Sinn, als ich über den Schauplatz meiner glücklichen Jugend dahin schritt.

Endlich langte ich bei dem Kirchlein an. Auch der Hahn schien mir traurig herniederzublicken. Wen konnte das wundern? Hatte doch auch er in unmittelbarer Nähe, am Fuße der Kirche, die Kämpfe der letzten Jahre mit angesehen, lagen doch auch auf dem Kirchhofe in Haddebye in gemeinsamem Grabe, die sich im Leben gehaßt hatten!

Ich wagte kaum den Hahn zu begrüßen. Er erkannte mich sogleich und lächelte trüb, aber freundlich über das Wiedersehen.

Wovon sollte ich sprechen? Von den jüngst vergangenen Zeiten?

Erzähl mir eine von den Geschichten, die Du erlebt hast, rief ich ihm entgegen. Solche, wie Du mir sie früher erzählt hast.

Willst Du's? fragte er. Wolan! So höre!

Drüben im Dorfe Bustorf lebte eine alte tugendsame Wittwe. Eine kleine niedere Hütte war ihre Wohnung, ein kräftiger junger Mann, das einzige ihr erhaltene Kind, ihre Stütze. Unbekümmert um das Treiben der Welt, ohne Neid über das Glück und den Reichtum seiner Nachbaren, ging er täglich mit Sonnenaufgang an sein

saures Tageswerk, verzehrte er mit Zufriedenheit das einfache Mittagbrot, das seine Mutter ihm bereitete. Beide lebten in zufriedener Zurückgezogenheit.

Da kam das Jahr 1848. Der Ruf: „Zu den Waffen!“ drang auch in die friedliche Hütte. Auch den jungen Mann packte der Ruf. Er stellte den Spaten bei Seite und nahm die Muskete.

Die Alte widersprach nicht, sie weinte nicht, sie segnete seinen Entschluß.

Die Schlacht bei Bau war geschlagen. Das kleine Heer kam zurück, es passirte Bustorf. Die Mutter spähte nach ihrem Sohne. Er war unversehrt. Ein schneller Händedruck, ein herzlicher Kuß sagte beiden, daß sie in Liebe einander noch immer angehörten.

Mit trübem Auge sah die Mutter ihren Sohn weiter dem Süden zu ziehen. Sie weinte nicht.

So rückte das Osterfest heran und mit ihm kehrten die Truppen zurück. Am Morgen des ersten Ostertages war die Schlacht bei Schleswig.

Die Dänen wichen. Die Leichen wurden nach dem nächsten Kirchhofe gebracht; auch hierher trugen sie viele.

Ein großes Grab wurde gegraben. Ohne Sarg, in der Kleidung, in welcher man sie gefunden hatte, trug man sie in die Gruft. Eine große Menge Zuschauer hatte sich eingefunden.

Da drängte sich eine alte Frau durch die Menge. Ich sah es von hier oben, wie sie mit einer für ihr Alter übernatürlichen Kraft sich Platz machte. Sie eilte auf die Leichname zu, sie suchte, sie suchte ängstlich, lange. Endlich hatte sie gefunden! Sie warf sich über die Leiche eines großen kräftigen Jünglings, dem eine Kugel die Brust durchbohrt hatte. Sie küßte die Leiche, sie umklammerte sie so fest, daß man sie fast losreißen mußte, als der Leichnam zu seinen Kameraden in die Gruft sollte.

Sie weinte nicht.

Als die Menschenmenge sich verlief, suchte mein Auge sie vergebens. Sie war verschwunden. —

Der Hahn schwieg.

Und wo ist sie geblieben? fragte ich leise.

Dort! sprach der Hahn und zeigte über die Schlei nach einer Reihe stattlicher Häuser, die oberhalb der Stadt auf einem Hügel lagen.

Ich sah hin. Es waren die Häuser der großen berühmten Irrenanstalt. —

Soll ich mehr erzählen? fragte der Hahn.

Ich verneinte mit Kopfschütteln.

Sonst, setzte der Hahn hinzu, wenn Du wissen willst, was noch weiter geschehen ist, seit Du von Schleswig fort warst, so gehe zu den Leichensteinen dort hinten. Sie können Dir viel erzählen. —

Ich stand auf und nahm Abschied vom alten Hahn und ging. Aber nicht zu den Steinen. Ich hatte des trüben genug.

So schnell mich meine Füße tragen wollten, eilte ich nach Hause.

Unter Blumen.



Als ich Euch zu Anfang dieses Buches ein Bruchstück aus meiner Jugendgeschichte mittheilte, erzählte ich Euch auch, daß ein Stück von dem kleinen Garten meines Vaters mir zur freien Benutzung gegeben war, und daß ich dieses mit allerhand Blumen bepflanzte, wild durch einander und dicht beisammen; auch versprach ich Euch eine Geschichte aus dem Leben dieser meiner lieben Pflanzen.

Mein Beet war nur acht Fuß lang und drei breit, und dennoch enthielt es mehr Pflanzen als mancher Garten, denn alles irgend taugliche, das mein Vater beim Gäten verwarf, las ich sorgsam auf und verpflanzte es in mein kleines Reich; das war die Freistatt für alle Ausgewiesenen. Die armen Geschöpfe wußten es auch wol zu schätzen und waren sehr dankbar dafür, so daß, wenn sonst einmal im Garten garnichts blühte, ich immer Blumen die Hülle und Fülle hatte.

Wenn ich nun in der nahen Laube saß oder auf dem Rasen lag, dann hörte ich die Blumen mit einander

plaudern, und oft ereigneten sich unter ihnen bald vergnügliche, bald ärgerliche Dinge.

Die Pflanzen führen ein Leben nicht viel verschieden von dem unsrigen: sie essen und trinken, plaudern und spielen mit einander; garnicht selten zanken sie sich auch, und fast immer giebt Selbstgefälligkeit und Neid die Veranlassung dazu. Welche aber da das Stichblatt der neidischen und verächtlichen Reden abgeben muß, die Pflanze ist sehr zu bedauern, denn Ihr glaubt garnicht, wie scharf gespitzt die Pflanzenzungen sein können, doppelt zu bedauern, weil das Pflanzenherz so weich, so zart ist, daß die geringste Berührung es bluten macht. Ach, und zumeist ist es ein Unglück, das verfolgt und verspottet wird, denn auch das Pflanzenherz kennt, wie das menschliche, ein Schicksal, das oft recht schwer auf ihm lastet!

Es war ein schwüler Tag und die drückende Hitze hatte mich sehr ermüdet. Ich hatte aber auch gearbeitet und durfte also ruhen! Das Geschäft des Tages war für mich ein recht saures, lästiges gewesen: ich hatte mein Land gegätet. Dabei hatte ich mich zu wiederholten Malen an den Brennnesseln gebrannt und einmal so stark an den Dornen eines Stachelbeerstrauches die Hand geritzt, daß ich das übrige Unkraut unter den Büschen, welche mein Beet einhegten, hatte stehen lassen. In der Mitte aber, wo die Blumenpflanzen standen, hatte ich das Beet von allem Unkraut, das ziemlich üppig dort wucherte,

völlig gereinigt, und während der Arbeit unter all den Brennnesseln einen Stein gefunden, den wahrscheinlich ein Knabe vom Schulhofe aus dahingeworfen hatte. Als ich diesen aufhob, was sah ich? Eine kleine Pflanze, „Gretchen im Grünen" nennt man sie, hatte ihren Weg zum Licht lange vergebens gesucht, der Stein lag von Anbeginn, von der Geburt an schwer auf ihr, und mühsam hatte sie nun ihren Weg um ihn herum suchen müssen, so daß sie nun klein geblieben und etwas verwachsen war.

Mich dauerte des armen Geschöpfs und ich nahm mir vor, seiner besonders pflegen zu wollen, da es trotz aller Hindernisse sich sein Dasein zu erkämpfen gewußt und zur artigen Blume sich entfaltet hatte. Neben ihr wuchs eine Rose; der glaubte ich sie anvertrauen zu dürfen, und diese hielt auch bereits ihre dichtbelaubten Arme schützend über das kleine Wesen ausgestreckt. Ich wählte sie um so lieber zur Beschützerin der Kleinen, weil ich wol wußte, daß wenn erst die anderen Pflanzen von der Existenz dieses unglücklichen verwachsenen Kindes erführen, sie des Spottes kein Ende wissen würden. Um so sicherer schien Gretchen mir nun unter der Aufsicht der guten Rose zu sein, die ja von Alters her als das Sinnbild der Verschwiegenheit gilt. Frau Rose aber gehörte einer ehrenwerten Familie an, die seit undenklichen Zeiten eine achtbare Stellung im Leben eingenommen, und stand bei allen Leuten in gutem Geruch; von den meisten Menschen

wurde sie als die Königin der Blumen geliebt und geschätzt, aber von Adel war sie nicht, und aus dem bürgerlichen Stande sich zu allgemeinem Ansehen zu erheben, das hält verzweifelt schwer.

Daher wurde sie auch von den meisten übrigen Blumen scheel angesehen, ja gehaßt; die Kaiserkrone, die es freilich besser als sie verstand sich hervorzuthun, erkannten alle als Regentin an. Von der Rose hingegen ging die Rede unter den Blumen, sie besitze nicht Stolz genug, sie mache sich zu allgemein, sie gebe sich mit jederman ab, es sei reich oder arm, und was der Scheltworte mehr waren. Frau Rose kümmerte sich indeß darum sehr wenig, hatte es aber auch nicht nötig, denn sie war nicht unbegütert und daher unabhängig. Sie hatte ihren Besitz während ihres Lebens nicht unbedeutend erweitert und ihn ihren Kindern und Kindeskindern in freier Pacht überlassen, so daß für diese bereits gesorgt war. Nun, da glaubte ich denn in ihrer Hut das kleine Gretchen mit den hellblauen klaren Augen am besten aufgehoben.

Ja, wenn es nur hätte vor den anderen Blumen verheimlicht werden können! Aber kaum hatte die nächste Nachbarin der Rose das kleine Gretchen flüchtig gesehen, so wußte sie nichts eiligeres als die Nachricht von dem neuen Ankömmling weiter zu tragen. Nun war sofort des Geklatsches unter den Blumen kein Ende; eine war zufällig am Hause vorübergegangen und hatte durchs

Fenster wahrgenommen, daß die Taille des jungen Blumenmädchens nicht just so schlank sein mogte wie ihre; flugs hatte Gretchen in ihrer Schilderung einen gewaltigen Buckel, und eine andere Blume wußte schon zu erzählen, man bemerke es freilich nicht, aber es sei ganz sicher, daß Gretchen nur mit einem Auge sehe, ja! die neuesten Nachrichten lauteten gar, daß sie lahme und mit einem Fuß über den anderen trete.

Hahaha! sagte die Freifrau Tulpe von Harlem, das ist mir ein schönes Gewächs; dick in der Taille, hinten und vorne einen Buckel, einäugig und krummbeinig! Hahaha! ja, da hat Frau Rose einmal wieder einen recht gescheiten Streich gemacht, als sie eine solche Mißgeburt in ihr Haus nahm. Es wäre wirklich zum Platzen vor Aerger, wenn es nicht so abscheulich lächerlich und das Platzen für mich nicht ungesund wäre! Um Leute von Adel, um Damen unseres Standes kümmert sie sich nicht, wir haben sie vergeblich aufgesucht, als wir sie zuerst kennen lernten und noch glaubten, daß, da sie Geld habe, sie doch auch von Charakter und Sitte anständig und für unseren Umgang passend sein würde. Aber nein! Den Beitritt zu unserem Verein für innere Mission schlug sie höhnisch aus; dafür habe sie kein Geld und keine Zeit übrig, sagte sie; aber für den Pöbel Suppe kochen und Strümpfe stricken, das kann sie. Wie sind wir enttäuscht worden! Nur für elendes Gesindel, das sie von der

Straße auflieſt und das wir nicht einmal eines Blickes würdigen möchten, hat ſie Intereſſe. Freilich: gleich und gleich geſellt ſich gern, und ſo mag das denn auch wieder eine rare Pflanze ſein, die ſie ſich da jetzt aufgegabelt hat. Guten Abend, Fräulein Reſeda! Sagen Sie, wiſſen Sie nicht, welcher Familie das arme unglückliche Weſen angehört, deſſen ſich die gute Frau Roſe ſo freundlich angenommen?

Die Tulpe ſprach mit einem Male in ganz anderem Tone, denn ſie wußte wol, daß Fräulein Reſeda, das anſpruchsloſe junge Mädchen, zur Frau Roſe in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand.

Fräulein Reſeda erwiderte: Gnädige Frau, ich bedaure, Ihnen keine Auskunft über das „unglückliche Weſen,“ von dem ſie ſprechen, geben zu können. Mir iſt davon noch gar nichts zu Ohren gekommen, ich erfahre aus Ihrem Munde überall erſt von der Ankunft des neuen Pflegekindes der Frau Roſe. Indeß gehe ich zufällig zu ihr ins Haus und —

O, da könnten Sie mir einen übergroßen Gefallen thun und, wenn Sie zurückkommen, bei mir vorſprechen und mir einige Mittheilungen über das kleine Weſen machen. Schelten Sie mich nicht neugierig, ich bin's wahrhaftig nicht! Aber ſo allein, wie ich ſtehe, nimmt mein Herz an allem Theil, was die leidende Menſchheit angeht und —

Leider, versetzte Fräulein Reseda, kann ich Ihnen dennoch keine Auskunft versprechen. Mein Weg führt mich zur Frau Rose, nicht um in ihre Verhältnisse mich einzudrängen, sondern um meinen Glückwunsch zum heutigen Feste zn überbringen. Sie wissen, wir sind alte Freundinnen und — heute ist Frau Rose's Geburtstag.

Während der letzten Worte verneigte sich Fräulein Reseda höflich, aber nicht ohne Kälte zum Abschiede und ging ihre Straße weiter, froh, das ihr lästige Gespräch abbrechen zu können.

Also Frau Rose's Geburtstag! rief die Tulpe, ihrerseits froh, wieder eine Neuigkeit aufgefangen zu haben. Ihr Geburtstag, und so ist der Wechselbalg wol ein Festgeschenk. Hahaha! Wissen Sie schon das allerneueste, Frau Nachbarin, rief sie der Erika zu, die neben ihr wohnte.

Lassen Sie mich mit Ihren Klätschereien in Ruh, erwiderte diese. Meinetwegen mag's kopfüber nnd kopfunter gehen, wenn ich nur etwas Moorerde zu essen bekommen könnte, ich gehe hier in all dem Fett zu Grunde.

Ei, gehorsamer Diener, meine Gnädigste! rief's mit einem Male hinter der Freifrau von Harlem.

Diese wandte sich um. Ihre Dienerin, Herr Ritter von Rittersporn! sagte sie, und that dabei gar verschämt, denn Herr von Rittersporn machte ihr stark den Hof, und die Freifrau träumte regelmäßig jede Nacht, daß er sie

heiraten wolle. Gern wäre sie auch hold jüngferlich errötet, aber ihr Gesicht war schon von Natur so kupferfarbig, daß das Blut gar nicht mehr durchscheinen wollte.

Und wohin, wenn ich fragen darf, führt Sie Ihr Weg, daß Sie bei uns vorüberkommen? Denn daß ich die Ehre Ihres Besuches dem Interesse für meine Wenigkeit zuschreiben sollte — dazu bin ich nicht eitel genug.

Und doch, meine Angebetete! flüsterte Herr von Rittersporn und verbeugte sich tief und scharrte dabei mit dem linken Fuß so stark hintenaus, daß die Sporen klirrten. Ist Ihnen mein Besuch angenehm, so — bin ich — allerdings allein Ihrethalb gekommen.

Nun versuchte die Tulpe wiederum röter zu werden. Natürlich stammelte sie einige zarte halb abwehrende, halb zugeständliche Worte, natürlich wurden die holden Redensarten noch eine Zeitlang fortgesetzt und natürlich landete das Gespräch endlich bei Frau Rose.

Der Ritter kannte die Neigungen seiner Dame sehr wol und wußte immer eine Menge Neuigkeiten, und kaum hatte daher die Tulpe mitgetheilt, daß heute der Frau Rose Geburtstag sei, so rief er aus:

Ach so! da kann ich mir alles erklären! Wissen Sie, Gnädigste, das wird heut ein ganz besonderes Fest abgeben. Ich war vorhin bei der Wittwe Sturmhaube, der Pferdeverleiherin, und wollte mir „Kutsch und Pferd“ leihen, um in mehr geziemender Weise mich Ihnen zu

nahen. „Alle Wagen vermietet!“ hieß es. Mich wunderte das natürlich, aber auf nähere Erkundigungen erfuhr ich, daß Frau Rose heut große Gesellschaft habe. Auch die Namen der Gäste wurden mir mitgetheilt und denken Sie, auch nicht ein anständiger Name dazwischen! Mamsell Lilie und Mamsell Himmelsröschen, Frau Aurikel und Frau Nelke, Herr Eisenhut und Herr Männertreu —

Herr Männertreu? Wie, Sie wissen noch nicht, Herr von Rittersporn, daß dieser saubere Moschü schon seit einem Monat bei der Frau Rose im Hause wohnt? Man munkelt so allerlei. Ich wette darauf, Frau Rose will ein Paar machen aus ihm und der — na! Gott, für die plebejischen Namen hab ich doch gar kein Gedächtnis! Wie heißt doch das neue Wunderkind?

Gretchen im Grünen, meine Theure!

Richtig! Hahaha! 's ist kurios! Gretchen im Grünen — wahrhaftig, das klingt doch nach etwas, wenn's auch weniger ist als nichts. Man sollte fast glauben, das „in“ wäre so was ähnliches als „von“ und das Mädchen gehörte dem Adel an. Apropos! da fällt mir ein, daß man mich eigentlich ganz falsch nennt. Ich könnte bös werden, wenn ich eine Idee von Eitelkeit oder Stolz besäße. Freifrau Tulpe von Harlem, nicht wahr, so sagt man? Ja, unsere Familie stammt allerdings von Harlem, aber unser Stammname ist eigentlich „von Zwie-

bel." Freifrau Tulipa von Zwiebel, Gebieterin von Harlem — so ist der Name vollständig. Meine Ahnen haben sehr viel für Harlem gethan, haben die Stadt aus der Dunkelheit gerissen, sie reich und ihren Namen weltberühmt gemacht.

Ritter von Rittersporn erwiderte zunächst allerlei verbindliches und fuhr dann in seinen Mittheilungen fort:

Sie wissen noch bei weitem nicht alles, was heute der Frau Rose zu Ehren geschieht. Die ganze Stadt ist in Aufruhr, das heißt, natürlich nur unter dem Pöbel. „Heute müssen wir unserer Wohlthäterin danken!" sagen die Leute. Und da haben sie denn allerlei Vorbereitungen getroffen. Denken Sie, vorige Nacht ist auf ihre Bestellung hier die Feuerwerker-Familie Johanniswurm angelangt, die sonst immer erst um Johannis ihre Vorstellungen giebt, die soll diesen Abend allerhand Trödel machen. Dann soll auch eine Seiltänzerin da sein und Lufttänzer, und die Liedertafel, die im Gasthaus zum „Bienenkorb" ihre Zusammenkünfte hält, will gegen ihre Gewohnheit zu so später Stunde ein Quartett vor Frau Rose's Hausthür singen.

Aufrichtig gestanden, sagte die Tulpe, hätte ich wol Lust, unbemerkt, aber doch aus der Nähe den Skandal mitanzusehen, obgleich ich mich im Grunde um die Pöbelwirtschaft nicht kümmere.

Wollen Sie das? fragte Herr von Rittersporn, entzückt, einmal im Stande zu sein, der Dame seines Herzens einen Genuß bereiten zu können. Unmittelbar neben der Frau Rose wohnt ein intimer Bekannter von mir, der sich durch Ihren Besuch höchst geschmeichelt fühlen würde. Dürfte ich Sie dahin begleiten und Sie einführen, so könnten Sie von seiner Wohnung aus den ganzen Skandal mitansehen, ohne daß man von Ihrer Anwesenheit eine Ahnung hätte.

Und wie heißt Ihr Freund?

Herr — Löwenmaul, erwiderte der Ritter mit einigem Zögern.

Herr von Rittersporn, versetzte die Tulpe vorwurfsvoll, ins Haus eines Juden wollten Sie mich führen? Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern gestehen, so sehr ich sonst Ihrem Namen, Ihrem Benehmen, Ihrer Lebensart Achtung zu erweisen geneigt bin, daß Sie doch in meinen Augen noch bei weitem kein guter Christ sind. Die leidige Humanität, von der man heut zu Tage so viel Redens macht, hat auch Ihren Blick verdunkelt. Ein wahrer Christ kennt keine Toleranz, merken Sie sich das, Herr Ritter! Und dann gar in ein solches Haus, das überall verrufen ist. Nicht wahr? es ist doch die bekannte Firma, welche zur Zeit der Herbstmesse immer so große Geschäfte in eigenfabrizirter Baumwolle macht und

die Frechheit hat, einem immer unaufgefordert Proben von ihrer Waare ins Haus zu schicken?

O nicht doch, meine Gnädigste, versetzte der Ritter, dem Anscheine nach halbbeleidigt, Sie irren sich, Sie meinen die Gebrüder Löwenzahn, das Unkraut. — Herr Löwenmaul, erlauben Sie, ist ein höchst respektabler Mann! Er macht ein großes Haus, zahlt jede Woche, obwol er Jude ist, einen Beitrag von einem Schilling für Zwecke der inneren Mission und —

So? thut er das? sagte Freifrau Tulipa besänftigt.

Und würde, wenn er das Glück Ihrer Bekanntschaft genösse, vielleicht nicht abgeneigt sein, seinen Glauben zu verändern.

Ah so, rief die Tulpe, das ändert die Sache. Da erfüll ich mit meinem Besuche ja den Zweck meines Lebens. Ich bin bereit, Herr von Rittersporn! Geht doch der Missionär ins Lager der Heiden! So will auch ich für meinen Glauben gern die Prüfung erdulden, einen Abend in einem jüdischen Hause zu verbringen. Wer weiß, welcher Segen durch mich in das Haus kommt! Uud es fängt ja schon an zu dämmern, da wird man mich auch nicht mehr erkennen, wenn ich in das Haus eintrete.

Und sie gingen, die untersetzte dicke Freifrau Tulipa von Zwiebel, Gebieterin von Harlem, am Arme des hageren storchbeinigen Ritters von Rittersporn.

Man hätte kein Paar sehen können, das weniger zu einander paßte.

Es dämmerte schon stärker. Sie traten in die Judengasse. Freifrau Tulipa schmiegte sich zitternd fester an den Arm ihres tapferen Ritters.

Wohnen hier nicht die Juden? flüsterte sie kaum hörbar.

Ja, meine Theure! Aber sie beißen nicht. Nur keine Furcht, wenn ich bei Ihnen bin. Sehen Sie, die ganze Seite der Straße da unter den Stachelbeerbüschen gehört den Gebrüdern Löwenzahn. Sind aber weniger schrecklich, als man aus ihrem Namen schließen sollte.

Sie hatten die Straße zur Hälfte hinter sich. Noch war ihnen nichts schlimmes zugestoßen. Die fromme Tulipa atmete auf.

Mich dünkt, es riecht nach Judenpech, sagte sie.

Ich rieche nichts, meine Gnädigste! Aber irre ich nicht, so sehe ich schon meinen Freund, den Banquier.

Banquier ist Herr Löwenmaul! sagte die Tulpe. Sie machen wol bisweilen Geldgeschäfte mit ihm? setzte sie mit leisem Spott hinzu, denn sie wußte wol, daß Herr von Rittersporn ohne Vermögen war, aber stark verschuldet, und oft zu Leuten, die auf Pfand liehen, seine Zuflucht nehmen mußte.

Herr von Rittersporn fühlte den Hieb wol und biß sich auf die Lippen. Glücklicher Weise brauchte er aber

nichts zu erwidern, denn in demselben Augenblick standen sie schon vor Herrn Löwenmaul's Hause und der Besitzer kam ihnen selber mit höflichem Gruße entgegen.

Der Ritter stellte ihn seiner Dame vor. Herr Baron von Löwenmaul — Freifrau Tulipa von Zwiebel, Beherrscherin von Harlem!

Herr Löwenmaul verneigte sich.

Die Freifrau dachte nicht daran, daß man Leute von Besitz schon „Baron" anzureden pflegt, wenn sie auch keinen Anspruch auf diesen Titel haben.

Der Herr ist Baron, flüsterte sie ihrem Begleiter ins Ohr. Dann ist er ja gewiß ein edler Mensch! Warum sagten Sie mir das nicht früher?

Treten Sie unter mein niedriges Dach! sagte Herr Löwenmaul, sich fortwährend verneigend. Und er führte die Gäste in sein Zimmer. — Sein Sie besessen! fügte er hinzu, indem er mit der Hand auf das Sofa deutete. Womit kann ich dienen?

Der Ritter zog ihn bei Seite. Sie sprachen einige Worte leise mit einander. Dann traten sie wieder zu der Dame.

Gott gerechter! Mit dem größten Vergnügen! sagte Herr Löwenmaul. Verfügen Sie über mein armes Haus nach Ihrem Belieben.

Und er setzte zwei Stühle auf den Thron, welcher vor dem einen Fenster stand. Das adlige Paar nahm

dort Platz, schaute zum Fenster hinaus, das auf Frau Rose's Haus ging und war entzückt und erstaunt zugleich, denn von dort aus konnte man, selber unbemerkt, sich alles beschauen, was bei Frau Rose vorging. Das erste, was beiden auffiel, war, daß Herr Männertreu und Gretchen im Grünen mit einander plauderten, als wären sie alte Bekannte gewesen.

Sehen Sie, daß ich Recht hatte, als ich mutmaßte, aus denen wolle Frau Rose ein Paar machen? sagte die Tulpe triumfirend zu ihrem Ritter. Aber beide hatten keine Zeit lange darüber zu schwatzen. Denn schon fing das Bienen-Konzert an, das ganz vorzüglich von Statten ging, besonders beim Vortrage des Liedchens: Es waren mal drei Käferknaben, summ summ summ. Freilich fand unser zuschauendes Paar sehr viel daran auszusetzen. Dazu war ringsum in den Büschen von der Familie Johanniswurm vortrefflich illuminirt worden. Das glitzerte und glänzte so hell, als ob es heller Tag wäre, und doch nahm die Dämmerung immer mehr zu. Vor den Fenstern der Frau Rose hatte die berühmte Seiltänzerin, Fräulein Spinne, ihr Seil aufgespannt und tanzte so gewandt und allerliebst, daß es eine Freude war. Besonders scherzhaft war der Scheinkampf, den die Lufttänzer-Gesellschaft „Mücken" über dem Hause der Frau Rose ausführte. Bisweilen nahten sich die kleinen Tänzer dem Fräulein Spinne zu sehr; dann hockte diese zusammen und machte

sich den Scherz, einen von den Kleinen zu haschen. Aber das wollte ihr doch nicht ein einziges Mal gelingen.

Frau Rose war über die Beweise von Dankbarkeit innig gerührt und —

Ha, was war das? schrie plötzlich die Freifrau von Tulipa und umklammerte fest den dünnen Arm ihres Ritters.

Auf einmal hatte nämlich ein grellheller Schein den ganzen Garten beleuchtet.

Nur keine Angst, meine Gnädigste! sagte der Ritter. Das sind Raketen, welche die Feuerwerker steigen lassen.

Aber in demselben Moment rollte ein lauter Donner durch die Luft, und schon stürzte Herr Löwenmaul ins Zimmer und stöhnte: Ein Erdbeben! Wieder ein Erdbeben! Wir sind des Todes!

Herr Löwenmaul übertrieb etwas, aber es war wirklich ein heftiges Gewitter ausgebrochen, und die Blitze zuckten und die Donner rollten, daß ich mich selber nicht mehr recht getraute zu bleiben, sondern rasch aufstand, um mich ins Haus zu flüchten, besonders da es jetzt schon stark anfing zu regnen. Aber ehe ich fortlief, blickte ich noch schnell nach meinem kleinen Reiche.

Herr Löwenmaul hatte im Grunde doch Recht gehabt. Ein solches Unwetter, wie es jetzt ausbrach, bedeutet für die kleine Pflanzenwelt, was für uns ein Erdbeben ist. Wie einst in Pompeji und Lissabon die Erde unter den

Füßen der Leute schwankte und Häuser und Menschen verschlang, so wütete jetzt bereits Platzregen und Sturm unter den Pflanzen. Schon begann die Ueberschwemmung auf dem Beete das Werk ihrer Zerstörung; schon waren mehre kleine Pflänzchen ausgerissen und lagen in kläglichem Zustande und sterbend da; schon schwankte das Haupt der Kaiserkrone im Sturme hin und her und drohte die Krone zu verlieren. Ich sah nach den Blumen, welche in der eben erzählten Geschichte eine Rolle gespielt. Für Frau Rose und ihre Freunde war nichts zu fürchten. Die edle Frau nahm diese in Schutz, und Herr Männertreu hütete besonders des kleinen Gretchens. Die Freifrau Tulipa hatte wol Recht gehabt. Die beiden schienen sich zu gefallen und vergaßen in intimer Unterhaltung der Gesellschaft umher und des Wetters, das über ihrem Kopfe tobte. Mit dem Feste war's zu Ende. Die Liedertafel war rasch auseinander gestoben, die Feuerwerker putzten ihre Lichter aus und gingen nach Hause. Fräulein Spinne flüchtete sich zur Frau Rose ins Haus und fand dort gastliche Aufnahme.

Aber unser adliges Paar?

Herrn Löwenmaul's Haus war nicht so fest gegen Wetter und Wind, wie das der Frau Rose. Es regnete so gewaltig ein und die Wände wankten und schwankten, daß das saubere Pärchen keinen Augenblick sich länger sicher glaubte. Der Ritter schlug vor, an die Gnade der

Frau Rose sich zu wenden und bei ihr ein sicheres Obdach zu suchen. Aber dazu wollte die stolze Freifrau sich unter keiner Bedingung verstehen.

Lieber sterb ich auf der Stelle, sagte sie, ehe ich die Hilfe des Pöbels in Anspruch nehme. Geleiten Sie mich nach Hause, Ritter! Meine Liebe ist Ihr Lohn.

Und sie machten sich auf den Weg. Ich hatte nicht länger Lust, den Ausgang abzuwarten und mich durchregnen zu lassen. Aber daß der Marsch nach Hause nicht gut gehen würde, das konnte ich ahnen, das sah ich noch, als die dicke Freifrau sich mit der ganzen Last ihres Oberkörpers auf den gebrechlichen Ritter lehnte, der sich selber nicht aufrecht halten konnte.

— — — — — — — — —

Als das Gewitter vorüber war, eilte ich wieder in den Garten. Welche Verwüstung! Alles verschwemmt und zerschlagen! Nur Frau Rose und ihre Freunde waren unbeschädigt. Mitten in der Judengasse aber, in der fast das ganze Baumwollenlager der Gebrüder Löwenzahn umhertrieb, lagen zusammengeknickt die Freifrau Tulipa und ihr Galan. Wäre ich nicht rasch zur Hilfe geeilt, sie wären rettungslos verloren gewesen.

Ich spielte den Wundarzt und verband die Wunden und geschundenen Stellen, so gut es ging, und geleitete sie nach Hause.

Die Heilung ging langsam von Statten und wurde

nie mehr vollständig. Beide humpelten ihr ganzes Leben hindurch an Krücken und dachten nie mehr wieder daran, sich über ihre Nebenpflanzen zu belustigen oder sich überhaupt um Dinge zu kümmern, die sie nichts angingen. Die derbe Lektion hatte ihnen wolgethan!

Männertreu und Gretchen im Grünen aber wurden wirklich später ein Paar und lebten lange und vergnüglich mit einander.



Niß Puk.

Als ich noch ein Kind war, so erzählte meine Mutter uns Kindern oft, kam regelmäßig ein Mal die Woche ein Bauer in meiner Eltern Haus, der uns Butter und Eier lieferte. Er war ein alter freundlicher Mann, der sich immer viel mit uns Kindern zu thun machte und uns jedes Mal einlud, ihn einmal an einem Sonntage zu besuchen. Wir Kinder waren natürlich gern bereit auf diese Einladung einzugehen, und weil der Bauer nahe bei der Stadt Schleswig wohnte, so erlaubten uns die Eltern auch eines schönen Sonntags, uns auf die Beine zu machen. Die freundlichste Aufnahme wurde uns in dem Bauerhause zu Theil, wir aßen und tranken uns übersatt an dem schönen Butterbrot mit Käs und Rauchfleisch und an der Milch, die uns vorgesetzt wurde. Auch ließen wir uns die Früchte im Garten trefflich schmecken und füllten nach des Bauern Wunsch alle Taschen mit Aepfeln.

Was uns besonders auffiel war die große Sauberkeit und Ordnung, die im Wohnhause und in den Ställen herrschte. In der Küche waren Schüsseln und Kessel, die meist alle aus Messing bestanden, spiegelblank geputzt,

die Pferde und Kühe im Stalle waren sauber gestriegelt, kurz alles überraschte uns durch die über Erwartung große Ordnung. Und doch sahen wir weder Knecht noch Magd und wußten, daß der Bauer mit seiner Frau und seinen fünf noch unerwachsenen Kindern allein im Hause wohnte.

Wir konnten garnicht begreifen, woher sie Zeit und Kraft nähmen, um alles zu thun, was in solcher Wirtschaft zu thun war und zwar so zu thun, wie es sich unsern überraschten Blicken darstellte. Wir konnten unsere Verwunderung und Neugier nicht verbergen und fragten daher zuletzt den Bauern geradezu, wie er das anfinge.

Der Alte lächelte, hieß uns neben ihm Platz nehmen und fing an zu erzählen:

Dort drüben das kleine Haus, welches ich jetzt als Stallraum mit benutze, war einst das Haus meiner Eltern, und hier dieses Gebäude, in welchem wir jetzt wohnen, gehörte damals dem reichen Nachbar Thomsen. Meine Eltern waren redliche gute Leute, aber die Kränklichkeit meiner Mutter und allerlei sonstiges Unglück fügte es, daß bei allem Fleiße mein Vater nur höchst kümmerlich seine Familie ernähren konnte. Bei dem reichen Nachbar arbeitete er als Taglöhner, aber das geringe Arbeitslohn reichte kaum hin um das tägliche Brot auf den Tisch zu liefern, und doch sollten wir auch Kleidung und Feurung und alles sonst nötige haben. Meines Vaters Sinn war oft recht trüb und ernst, er hatte viele Sorgen.

Nun hatte er hier im Dorfe einen guten Freund, der besaß auch nicht viel, aber doch immer etwas mehr als mein Vater und hielt sich auch ein Pferd, und beschäftigte sich besonders mit dem Torfhandel nach der Stadt, denn er hatte ein kleines Stück Moorland, das ihm eigenthümlich gehörte. Wenn bei unserem reichen Nachbar einmal die Arbeit flau war, so ließ er meinen Vater auf der Stelle gehen, und da dieß gewöhnlich im Sommer vor der Ernte war, so pflegte dann gerade die Arbeit im Moor besonders thätig betrieben zu werden, und mein Vater half dann seinem Freunde. Zum Lohn und Dank dafür durfte er dann im Herbst, wenn die Torflieferung zu Ende war, sich selber einige Fuder, so viel wir für den Winter bedurften, aus dem Moore holen, und ich ging meinem Vater dabei zur Hand.

Es war an einem Herbstabend spät nach zehn Uhr, als wir beide vom Moor aufbrachen. Des Tages hatte mein Vater Waizen gedroschen beim Nachbar und daher nicht eher Zeit gehabt, seine Feurung einzuholen. Der gute Freund lieh uns immer sein Pferd und den Wagen, aber das arme Thier war bei Tage schon mehre Male in die Stadt gefahren mit einem vollen Fuder Torf und war müde wie wir. Dazu, wißt Ihr, sind die Moorwege erbärmlich schlecht und unsicher, und so hatten wir unsere ganze Kraft nötig, das Pferd zu unterstützen, bis es den Wagen aus dem Moore und auf die Landstraße

geschleppt hätte. Wir halfen denn auch redlich, und eine gute Weile ging die Fahrt einigermaßen von Statten, aber die Kraft des Pferdes erlahmte immer mehr und endlich blieb es ganz stehen. Als wir nach vergeblicher Ermunterung den Zustand des Weges beim Mondlichte näher betrachteten, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß wir in ein Moorloch geraten und das Pferd schon so tief gesunken war, daß nur noch die Deichsel es vor völligem Versinken schützte.

Was war zu thun? Wir mühten uns vergeblich ab, das Pferd wieder auf die Beine zu bringen, aber die Lage wurde eher schlimmer als besser. Die Angst meines Vaters war groß, wie Ihr denken könnt. Gelang ihm nicht bald, das Gefährt wieder auf den rechten Weg zu bringen, so waren Pferd und Wagen verloren.

Als er daher sah, daß er allein und nur von meiner schwachen Kraft unterstützt, nichts ausrichten könnte, ließ er mich bei dem Wagen zurück und eilte selber ins Dorf, das aber noch beträchtlich weit entfernt lag.

Ich allein konnte ja leider nichts ausrichten und setzte mich deshalb weinend auf einen Baumstamm, der am Wege lag und bedeckte das Gesicht mit meinen Händen. Plötzlich war es mir, als faßte mich einer an dem Arm. Ich fuhr zusammen und als ich aufblickte, stand ein winziges Männlein vor mir, höchstens zwei Fuß hoch mit dünnen Beinen, aber einem dicken Kopfe. Der Kleine

trug einen grauen Rock und auf dem Kopfe eine hohe spitze Zipfelmütze; rot waren auch seine Strümpfe, und an den Füßen hatte er ein Paar bunte Pantoffel.

Ich sah den Kleinen verwundert an, denn ein solches Männlein hatte ich noch nie gesehen.

Was fehlt Dir, mein Sohn? fragte er mit theilnehmender Stimme.

Ich faßte mir Mut und erzählte das ganze Begebnis.

Weiter nichts? lachte er, als ich mit meiner Erzählung zu Ende war. Da kann ich schon helfen. Aber zuvor komm Du mit mir. Eine Hand wäscht die andere. Zuerst hab ich Dich nötig, komm mit mir!

Obgleich ich nicht ganz frei von Furcht war, stand ich doch auf und folgte dem Kleinen, der rasch vor mir her lief, bis wir zu einem in der Nähe liegenden mäßigen Hügel kamen. In denselben führte eine Oeffnung, die ich bei Tage, wo ich oft an dem Hügel spielte, nie wahrgenommen hatte. Vor dem Loche sah ich eine Menge ähnlicher kleiner Gestalten umherlaufen, wie mein Führer war. Sie schwenkten kleine Fackeln in ihren Händchen und riefen dabei immer:

Tot ist König Päpperlein,
Sagt, wer soll nun König sein?

Als sie mich sahen, wollten sie anfangs erschreckt da-

vonlaufen. Aber mein Führer sagte ihnen leise einige Worte ins Ohr, und darauf liefen sie herbei und begrüßten mich freundlich und luden mich ein in den Berg hineinzukriechen.

Komm nur getrost mit uns, sagte der Kleine, der mich geführt hatte. Indeß Du bei uns bist, eilt eine Menge von unseren Leuten zu Eurem Wagen und bringt ihn wieder auf den Weg. Ehe Dein Vater zurückkommt, ist alles in Ordnung, und Du kannst auch schon wieder zurück sein.

Ich kroch dem Kleinen nach durch die enge Oeffnung in den Berg hinein. Wir gelangten bald durch den engen Gang und standen dann in einem großen Raum im Innern des Berges, der mit vielen Lampen erhellt war. Vor mir auf einem Throne standen vier Sessel, und in jedem derselben saß ein Zwerg, ähnlich den andern, aber weit feiner und prächtiger gekleidet. Um mich herumdrängten sich hunderte von den Kleinen, die mich fragend ansahen und allerlei mit einander sprachen.

Zuletzt nahm eiuer der auf dem Throne Sitzenden das Wort.

Du kommst uns gerade recht, mein Sohn, sagte er zu mir. Ueber Nacht ist unser Vater, der König Päpperlein, gestorben. Wir vier sind seine Söhne, alle gleich alt, und deshalb will jeder von uns König sein. Du sollst entscheiden! Wähle, wen Du willst!

Wähle Du den zweiten von links, raunte mir der Kleine ins Ohr, der mich hingeführt hatte, und ich zögerte nicht lange und erwiderte: Nun dann wähle ich den da!

Sogleich riefen alle, die um mich herumstanden:

Hans Pfifferlein, Hans Pfifferlein,
Der soll unser König sein!

Und sofort ging die Krönung vor sich. Die drei Brüder mußten ihm die Krone aufsetzen und den Königsmantel umhängen und den Eid der Treue schwören, und dann folgten die andern alle, gingen hin, küßten dem neuen König den Pantoffel und schworen auch.

Als diese Huldigungsscene vorüber war, wurden schnell die Tische gedeckt, und die Kleinen setzten sich zum lustigen Krönungsmahle und fingen an aus goldenen Bechern zu zechen.

Ich wurde auch aufgefordert Platz zu nehmen, aber mir war es unter der Erde unheimlich, und ich dachte an meinen Vater und unseren Wagen. Deshalb verabschiedete ich mich höflich, und mein kleiner Führer von vorhin geleitete mich wieder an die Oberwelt.

So, nun kehre nur wieder zu Deinen Kameraden zurück! sagte ich zu ihm, als ich wieder aus dem Berge heraus war.

Nein, mein Söhnchen! sagte er. Ich geleite Dich zurück zum Wagen. Du sollst sehen, daß ich mein Wort gehalten habe. Uebrigens mögte ich auch mit Dir fahren, denn ich wohne in Deiner Nachbarschaft und kenne Dich recht gut.

Ich sah den Kleinen verwundert an.

Ja, ja! sagte er lächelnd weiter. Du magst das wol nicht glauben, denn Du hast mich früher wol nie gesehen. Aber, wie gesagt, ich kenne Dich sehr gut.

Indessen hatten wir rasch wieder die Strecke bis zum Moore zurückgelegt und wirklich! der Wagen und das Pferd hielten sicher und unversehrt auf der festen Landstraße; mein Vater war noch nicht wieder da, aber ich sah ihn bei dem Mondlichte aus der Ferne herbeieilen.

Sag nichts von mir! rief der Kleine, und überhaupt erzähle zu Hause nichts von allem, was Du gesehen.

Und dann sprang er rasch auf den Wagen und versteckte sich unter dem Torf, aber den Kopf hielt er außen vor, damit er alles hören könnte, was mein Vater und ich sprächen.

Als mein Vater näher kam, rief er mir schon zu: O, ich Unglücklicher! Der harte, harte Mann!

Aber als er sah, daß der Wagen unversehrt auf sicherem Wege hielt, wußte er vor Verwunderung nicht, was er sagen sollte. Soviel er indeß, nachdem er wie-

der zu Sprache gekommen, mich fragte, wie es möglich gewesen, den Wagen herauszubringen, ich schwieg beharrlich und sagte nur: Darf's nicht sagen!

Mein Vater schüttelte den Kopf, aber froh, daß das Unglück so gnädig abgewendet worden, ging er schnell an den Wagen, ergriff die Zügel und fuhr davon. Ich ging neben ihm an der Seite des Wagens, und während der Fahrt erzählte er mir, daß sein harter Nachbar, der reiche Mann, ihn mit schnöden Worten abgewiesen, als er um Hilfe gebeten.

Glücklich kamen wir nach Hause und fuhren in den kleinen Stallraum.

Es ist schon zu spät, sagte der Vater, wir müssen morgen früher aufstehen und abladen. Geh nur ins Bett!

Aber kaum hatte ich mein Lager bestiegen und mich zum Schlafen hingelegt, da stand mein kleiner Freund mit einer Leuchte vor meinem Bett.

Es ist ganz schön, sagte er, wenn man für sich selber sorgt, aber ich glaubte doch, Du hättest auch an mich gedacht. Soll ich denn nicht auch ein Plätzchen zum Schlafen haben?

Ich rückte schnell an die Seite und bot ihm einen Platz neben mir an.

Danke schön! sagte er, da ist es mir zu weich. Aber ich habe droben unter dem Dache ein Loch im Balken gesehen, wenn Du nichts dagegen hast, so logier ich da.

Mit Freuden! sagte ich.

Und nun höre mich an, fuhr er fort. Deine Eltern dürfen nichts von mir erfahren. Aber doch will ich hier bei Euch wohnen bleiben. Sonst war ich Hausfreund und Einmieter bei Eurem reichen Nachbar. Seit ich aber heut von Deinem Vater gehört habe, daß der ein harter schlechter Mann ist, kehre ich nicht wieder zurück, sondern will hier bleiben, wenn Du nichts an die Eltern sagst, mir das Loch im Balken gönnest und mir täglich, aber vergiß mir's nicht, des Abends die Hälfte von Deiner Grütze abgiebst. Du sollst es nicht zu bereuen haben.

Mit diesen Worten ging Niß Puk, so hieß der Kleine, von meinem Bette fort und ich sah ihn seitdem nur selten wieder.

Aber jeden Abend brachte ich die Hälfte meiner Grütze nach dem Boden und setzte die Schüssel unter das Dach.

Seit dem Tage, daß Niß Puk in unser Haus gezogen, war auch das Glück bei uns eingekehrt. Meines Vaters Verhältnisse verbesserten sich zusehens, er konnte bald eine Kuh, dann gar ein Pferd sich anschaffen und doch brauchten er und die Mutter wenig zu thun. Standen sie des Morgens auf, so war das Pferd gestriegelt, das Haus gefegt, das Korn gedroschen. Die Kuh gab überaus reichliche Milch, wie sechs andere Kühe zusammen. Kurz mein Vater kam bald in Wolstand und brauchte

dem Nachbar nicht mehr als Tagelöhner zu dienen. Meine Eltern merkten wol, was vorging, sie wußten aus Erfahrung, daß nur ein Niß Puk solchen Wolstand ins Haus brächte, auch waren sie im klaren über das Verhältnis des Kleinen zu mir, aber da ich hartnäckig schwieg, so fragten sie mich nicht weiter und thaten, als sähen sie es nicht, wenn ich die Grütze nach dem Boden trug und immer ein großes Stück Butter hineinsteckte.

Aber auch der Nachbar mußte bald hinter die Sache kommen, besonders weil es ihm in demselben Maße schlechter ging, als es uns besser, seitdem der Niß Puk mit seiner Wohnung gewechselt hatte. Ja, nicht allein wich der Wolstand aus seinem Hause, sondern was der that, ging ihm alles quer. Sein Vieh starb, sein Korn hatte taube Aehren, seine Kinder starben bis auf eine Tochter, und dazu war es im Hause nicht mehr geheuer. Nachts war ein Skandal im Hause, daß keiner schlafen konnte, und Morgens lag alles in der gräßlichsten Unordnung umher. Kein Knecht und keine Magd wollte in dem Hause dienen. Der Bauer merkte wol, was vorgegangen, daß sein guter Niß Puk zu uns gezogen, und ein böser wieder bei ihm eingekehrt wäre. In seiner Bosheit bot er deshalb meinem Vater sein Haus zum Verkauf an und mein Vater, der wol wußte, daß der böse Niß nur dem bösen Manne übel wollte, ging auf den Kauf ein, und der Nachbar packte schadenfroh rasch seinen Kram zu-

sammen um in ein anderes Dorf in der Nähe zu ziehen. Als der letzte Wagen bepackt vor der Thür hielt, und nur noch ein Bett herausgetragen werden sollte, stellte er sich mit seiner Frau an die Hausthür und beide hielten einen großen Stallbesen in der Hand, denn der Bauer wußte wol, daß ein böser Puk mit dem letzten Stück aus dem Hause ginge. Richtig saß er auf dem Bette, als es aus der Hausthür getragen wurde, und der Bauer jagte ihn glücklich mit dem Besen herunter, als er aber dann mit seiner Frau und Tochter rasch auf den Wagen stieg und den Besen hinten auf die Kisten warf, guckte der schlimme Niß Puk aus dem Besenreis heraus und rief: Wir ziehen aus! Wir ziehen aus!

Wir bezogen nun das neue Haus und der gute Niß ging mit uns. So lange meine Eltern lebten, blieb das Glück in gleicher Weise bei uns, und noch heutigen Tages sorgt er für uns. Wir brauchen keine Magd, keinen Knecht. Niß Puk arbeitet für uns, aber wir halten ihn auch in Ehren und seine Grütze mit Butter wird nie vergessen.

Nachdem der Bauer seine Mittheilung geendigt, führte er uns, so erzählte meine Mutter, vor die Hausthür und zeigte nach dem Giebel. Wollt Ihr ihn sehen? sagte er leise. Da sitzt er! Richtig, oben in dem geöffneten Bodenfenster saß das kleine Männchen und schnarchte, daß wir's hören konnten. Die Kniee hielt er mit beiden

Händen zum Munde gezogen und der Kopf fiel ihm im Schlafe immer hin und her, daß der Mützenzipfel bald auf der einen Seite und bald auf der anderen hing.

Ein solcher Niß Puk wohnt in den meisten Bauerhäusern des Herzogtums Schleswig und ihm verdanken die Bauern dort ihren großen Wolstand.



Druck von Ackermann & Wulff.

Von demselben Verfasser sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Griechischer Liederschatz. In deutscher Nachdichtung. Leipzig, Voigt & Günther, 1858. 1 Thlr.

Christabend. Festidyll. Zweite Auflage. Ebendas. 1857. Eleg. brosch. 24 Ngr.

Plattdütsche Volkskalenner för 1858. Mit acht Holtsnedn. Ebendaselbst. 10 Ngr.

Plattdütsche Volkskalenner för 1859. Mit söß Holtsnedn. Ebendaselbst. 10 Ngr.

Plattdütsche Volkskalenner för 1860. Mit söß Holtsnedn. Ebendaselbst. 10 Ngr.

Der Reim bei den Griechen mit besonderer Berücksichtigung des Sofokles. Ein Beitrag zur Geschichte des Reimes, nebst einem Anhange: Hundert Reimsprüche aus den Werken der Griechen. Ebendaselbst 1857. 15 Ngr.

Festrede, am Vorabende von Schiller's hundertjährigem Geburtstage, gehalten von Dr. Friedrich Dörr, Instituts-Vorsteher auf St. Pauli in Hamburg. Hamburg, Otto Meißner, 1859. 3 Ngr.

Zwei Plattdeutsche Lieder von Joh. Meyer. Componirt von Friedrich Dörr. Hamburg, A. Lehmann. 6 Ngr.



